

Sozialdemokrat

Einzelpreis 70 Heller.

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik.
Erscheint mit Ausnahme des Montag tags früh.
Redaktion und Verlagsamt: Drag 11., Neutabor 15. • Telefon: 20795, 31409. • (Nachdruckaktion): 20797 • Postfachamt: 57348

12. Jahrgang.

Sonntag, 10. Jänner 1932

Nr. 9.

Bergarbeiterexekutive für Ratifizierung des Arbeitszeitabkommens.

Genf, 9. Jänner. Das Exekutivkomitee der Internationale der Bergarbeiter nahm in seiner heutigen Sitzung eine Entschließung an, die mit Enttäuschung feststellt, daß die Konferenz der Regierungsveteren der Kohle erzeugenden Länder vom 7. Jänner in Genf, die sich mit der Möglichkeit der Ratifizierung der internationalen Konvention über die Arbeitszeit in den Kohlenbergwerken zu beschäftigen hatte, nicht zu befriedigenden Schlussfolgerungen gelangt ist. Das Exekutivkomitee richtet an die Bergarbeiterinternationalen angeschlossenen Organisationen den dringlichen Appell, die Regierungen zu einem Verzicht auf ihre Haltung zu veranlassen.

Genf, 9. Jänner. Der Vollzugsausschuß der Gewerkschaftsinternationale trat gestern in Genf zu einer Prüfung der Lage zusammen, die durch die Stellungnahme der Vertreter der Kohleerzeugenden Länder entstanden ist. Der Ausschuß wird ferner das Programm des Grubenarbeiterkongresses, der im August in London stattfindet, besprechen.

Die Rechte läßt sich Zeit.

Entscheidung nicht vor Montag.

Berlin, 9. Jänner. Heute in den ersten Mittagsstunden fand neuerdings eine einstündige Unterredung zwischen dem Reichskanzler und Hitler wegen der Amtsverlängerung Hindenburgs statt. Nachmittags wurde eine längere Besprechung zwischen Hitler, Eugenbergs und anderen Rechtsoppositionellen abgehalten.

Nach einer parteiamtlichen Mitteilung der Nationalsozialisten ist es noch zu keinem definitiven Abschluß gekommen, die Beratungen werden heute und morgen fortgesetzt, so daß frühestens am Montag nachmittags eine Entscheidung getroffen werden dürfte.

Für Sonntag mittags ist eine Besprechung zwischen dem Reichskanzler und Eugenbergs vorgesehen.

Zu der Präsidentenfrage schreibt die „Völkische Zeitung“: Der Reichspräsident hat in die Verlängerung seiner Amtszeit nur unter der Voraussetzung eingewilligt, daß alle Parteien zustimmen und daß sie durch ein verfassungsmäßiges Gesetz erfolgt, das vom Reichstag beschlossen wurde. Der Reichspräsident hat mehrfach seinen Willen erklärt, sich in keiner wie immer gearteten Form zur Wahl stellen zu lassen, weder als Kandidat einer Partei noch einer Gruppe von mehreren Parteien noch auch als alleiniger Kandidat aller Parteien von der äußersten Rechten bis zur Sozialdemokratie.

Kreditverlängerung für die Reichsbank.

Berlin, 9. Jänner. Reichsbankpräsident Dr. Luther ist zu dem am Sonntag beginnenden Beratungen der BZ nach Basel abgereist. Dr. Luther wird bei dieser Gelegenheit die Verlängerung des Reichsbankkredits für die Reichsbank in Millionen-Dollarkredit beantragen. Eine Verlängerung auf drei Monate zu den bisherigen Bedingungen dürfte, wie man annimmt, keine Schwierigkeiten bereiten.

Auch Oesterreich verlangt Devisenkredite.

Wien, 9. Jänner. Wie die „Reichspost“ erfährt, wird der Präsident der Oesterreichischen Nationalbank bei der Verwaltungsratsitzung der BZ am 11. Jänner die Dringlichkeit eines Devisenkredites für die Oesterreichische Nationalbank darlegen. In den Devisenkredit der Nationalbank sind Devisenkredite von 190 Millionen Dollars eingerechnet, die teils von der BZ, teils von der Bank von England herrühren. Dr. Reich wird versuchen, einen Kredit von 60 Millionen Schilling als Manipulationsreserve zu erhalten, das ist jener Betrag, der an die Bank von England (50 Millionen) und an die BZ (10 Millionen) im Herbst 1931 zurückgezahlt wurden.

Deutschlands Ziel in Lausanne:

Völlige Streichung der Reparationen

Erklärung Brünnings gegenüber dem englischen Botschafter.

London, 9. Jänner. Der „Star“ veröffentlicht ein Reuters-Telegramm aus Berlin über einen Besuch des englischen Botschafters bei Brüning. Hierbei verständigte der Reichskanzler den englischen Botschafter davon, daß Deutschland weder jetzt noch in Zukunft irgendwelche Reparationen zahlen könne, wenn das wirtschaftliche Leben der Welt wiederbelebt werden solle. Die deutsche Abordnung müsse auf der Lausanner Konferenz dringend für die vollständige Streichung der Reparationen eintreten.

„Fortsetzung politischer Zahlungen unmöglich.“

Brüning: für Kompromißlösungen keine reale Möglichkeit mehr.

Berlin, 9. Jänner. Ueber die Haltung der Reichsregierung und der deutschen Delegation in Lausanne erklärte Reichskanzler Dr. Brüning dem Chefredakteur des Wolffbüros gegenüber u. a.:

Es liegt klar zutage, daß Deutschlands Lage ihm die Fortsetzung politischer Zahlungen unmöglich mache. Ebenso klar sei, daß jeder Versuch, das System solcher politischen Zahlungen aufrecht zu erhalten, nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt zum Unheil führen müsse. Bei diesem Stande der Dinge sei der Reichsregierung ein Spielraum für Ueberlegungen, welchen Standpunkt sie einzunehmen habe, überhaupt nicht gegeben. Sie könne auf der bevorstehenden Konferenz

nichts anderes tun, als die gegebene Sachlage darzustellen und an die anderen beteiligten Regierungen die Aufforderung zu richten, daß sie auch ihrerseits dieser Sachlage Rechnung tragen und nicht nach Kompromißlösungen suchten, für die eine reale Möglichkeit nicht mehr gegeben sei.

Abschließend erklärte der Reichskanzler, er glaube bestimmt, daß es heute in keinem Lager mehr an der inneren Einsicht in die Notwendigkeit der jetzt zu ziehenden Schlussfolgerungen fehle. Es komme nur darauf an, auch den Mut zur Verwirklichung dieser Einsicht zu finden und, wie der Sachverständigenbericht sage, die Behandlung wirtschaftlicher Probleme nicht wieder durch politische Gedankengänge beeinflussen zu lassen.

Paris: Die Konferenz gegenstandslos!

Berufung an den Internationalen Gerichtshof in Haag.

Paris, 9. Jänner. Zu der Neuherung des Reichskanzlers Dr. Brüning teilt die Agence Havas mit:

„Nach der allgemeinen Meinung macht der von Deutschland am Vorabend der Konferenz von Lausanne eingenommene Standpunkt, wie es scheint, die Konferenz der Mächte, welche den Young-Plan unterzeichnet haben, gegenstandslos, denn Deutschland bekennt bereits jetzt, ohne die Ergebnisse der Tagung abzuwarten, den Willen, sich seinen aus dem Young-Plan ersiehenden Verpflichtungen zu entziehen.“

In diesem Zusammenhang muß übrigens daran erinnert werden, daß der Young-Plan das Borgehen seitest, das im Falle einer Unterbrechung der deutschen Zahlungen eingeschlagen werden soll. Der Young-Plan setzt insbesondere fest: Sollte Deutschland (wie dies jetzt der Fall ist) dem Young-Plan zuwiderhandeln, so soll eine Berufung an den Internationalen Gerichtshof in Haag eingeleitet werden. Es wird an den interessierten Regierungen und insbesondere an Frankreich liegen, sich über die gegenüber den von Deutschland beabsichtigten Nichterfüllung seiner Verpflichtungen einzunehmende Stellung zu verständigen.“

Das „geheilte Recht auf Reparationen“.

Paris, 9. Jänner. Finanzminister Flandin richtete heute abends an die Vertreter der Presse eine Kundgebung über den angeblichen Ausspruch des Reichskanzlers Dr. Brüning in der Reparationsfrage. In seiner Kundgebung führte Minister Flandin etwa folgendes aus:

Wenn die Worte, die dem Reichskanzler Brüning zugeschrieben werden, richtig reproduziert wurden, so würde das bedeuten, daß die deutsche Regierung der Gültigkeit der Bestimmungen des Young-Planes und des Friedensvertrages von Versailles ein Ende setzen will. Man muß die offizielle Bestätigung des Wortlauts abwarten. Klar ist jedoch,

daß kein Franzose eine einseitige Aufkündigung der freiwillig unterzeichneten Abkommen annehmen könnte, eine Aufkündigung, die eine Vernichtung unseres geheiligten Rechtes auf Reparationen bedeuten würde.

Niemand wird den Ernst der Weltkrise, sagte der Minister weiter, leugnen. Um die Periode der Depression zu überwinden, ist es notwendig, die

Regierungsschulden in ein System zu bringen, und eben daran arbeitet im gegenwärtigen Augenblick die französische Regierung, indem sie mit großer Verhältnismäßigkeit die Formeln studiert, welche geeignet wären, die Gläubiger und Schuldner unter einen Hut zu bringen und eine Erleichterung der Krise herbeizuführen. Ist schon wurde aber gesagt, daß die gegenwärtige Krise — wenigstens in finanzieller Hinsicht — eine Krise des Kredites, das ist eine Krise des Vertrauens, darstellt. Die Krise wäre unüberwindbar, wenn sie noch durch die Verletzung des Respektes vor den Verträgen kompliziert würde, was die angelegten Kapitalien nur noch zu einem größeren Mißtrauen veranlassen könnte.

Wenn der Konferenz von Lausanne eine solche Erklärung vorausgehen sollte, daß Deutschland nicht gesonnen ist, seinen Zahlungsverpflichtungen nachzukommen, dann wäre es überflüssig, die Konferenz einzuberufen. Und tatsächlich ist es nicht nötig, die Rechte Frankreichs ansprechen und gleichzeitig seine Mitarbeit verlangen zu wollen.

Reparationsvorverhandlungen in Paris.

Paris, 9. Jänner. Ministerpräsident Laval verhandelte heute Vormittag mit dem ehemaligen belgischen Finanzminister Francqui, der Belgien auf der Konferenz in Lausanne vertreten wird, sowie mit dem rumänischen Finanzminister Argetojano. Finanzminister Flandin hatte eine Unterredung mit dem Gouverneur der Bank von Frankreich Moret. Der englische Schatzkanzler Sir Frederic Leith-Ross nahm heute seine Verhandlungen mit den Delegierten des französischen Finanzministeriums über Währungs-, Finanz- und Wirtschaftsprobleme und die Reparationsfrage wieder auf. Die Verhandlungen werden am Montag fortgesetzt.

Lausanne doch erst am 25. Jänner.

London, 9. Jänner. Amtlich wird mitgeteilt: Nachdem die französische Regierung nunmehr hat erklären lassen, daß ihr infolge dringender parlamentarischer Arbeiten frühestens der 25. Jänner als Beginn der Lausanner Reparationskonferenz zuzuge, hat die britische Regierung die anderen Regierungen entsprechend verständigt, und dabei die Hoffnung ausgesprochen, daß die Konferenz für sie als endgültiger Beginn der Verhandlungen annehmbar sein werde.

Heller des Fascismus.

Eine Antwort an die Kommunisten.

Nicht nur die sozialistische Arbeiterklasse, auch das Bürgertum ist sich dessen bewußt, daß die Zerrissenheit der Arbeiterbewegung die Stärke ihrer Gegner ebenso wie die Schwäche der Arbeiterklasse bedeutet und darauf baut die die Reaktion ihre Hoffnungen auf. Es ist nicht einmal, sondern mehrfach geschehen, daß von den Vertretern und Organen der Bourgeoisie offen eingestanden wurde, die ganze Entwicklung hätte eine ganz andere, für das Bürgertum gefährlichere Wendung genommen, wenn ihm eine einige sozialistische Macht gegenübergestanden wäre und erst vor kurzem hat ein reichsdeutsches schwerindustrielles Blatt, die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ bekannt, es sei für „die Aufrichtung eines gesunden bürgerlichen Staates von höchster Bedeutung, daß mindestens bis zur Nachübernahme durch die Rechte die Zersplitterung im sozialistischen Lager andauert“ und es scheine, „daß man mit dieser Uneinigkeit rechnen darf“. Ihrer durch die von ihnen herbeigeführte Spaltung verursachten schweren Schuld an der Lähmung der Offensiv-, ja schon der Widerstandskraft der Arbeiterklasse sind sich natürlich, ohne sie eingesehen zu wollen, auch die Kommunisten bewußt, sie wissen, daß eine einige Arbeiterklasse dem Spuk des Faschismus sehr wohl ein Ende bereiten und daß auch der Verteidigungspolitik des Kapitalismus ein unüberwindlicher Damm entgegengesetzt werden würde. Darum reden sie immer wieder von der Einheitsfront, als deren Befürworter sie gerne in den Augen der Arbeiter erscheinen möchten. In der Praxis sind sie allerdings die böswärtigen Saboteure der Einheitsfront, Zerstörer an Gedanken eines Zusammenschlusses der arbeitenden Massen zu gemeinsamer Abwehr des gegen diese gerichteten Ansturmes des Bürgertums und seiner faschistischen Landsknechte. Die Einheitsfront von der sie faseln, soll eine „rote Einheitsfront“ sein, das heißt eine, in der die sozialdemokratischen Arbeiter aufhören, Sozialdemokraten zu sein und sich blindlings „über die Köpfe der sozialdemokratischen Führer hinweg“ dem Kommando Moskaus unterordnen. Rote Einheitsfront — ein albernes und verbrecherisches Schlagwort, um die Schuld an der Zerrissenheit der Arbeiterklasse vergessen zu machen, Rote Einheitsfront — das ist ihnen nicht Kampf gegen die Gegner der Arbeiterklasse, sondern Kampf gegen die Sozialdemokratie.

In konsequenter Befolgung dieses schändlichen Doppelspiels hat naturgemäß auch der von uns vor einigen Tagen veröffentlichte Artikel „Weg mit der Spaltung!“ aus der Feder des ehemaligen kommunistischen Abgeordneten und seither zu den tschechischen Sozialdemokraten zurückgekehrten Genossen E. Burian bei den Kommunisten weder Gnade noch Verständnis gefunden. Die darin enthaltene ernste Mahnung vor der drohenden faschistischen Gefahr, vor der insbesondere das deutsche Proletariat steht, wird in ihren Blättern mit den nun schon abgedroschenen Schlagworten und kraftmeiernden Phrasen, aus denen weder Vermunft noch Verantwortungsfähigkeit spricht, abgetan. Man könnte meinen, daß die kommunistischen Zeitungsschreiber vom Haß gegen die Sozialdemokratie so blind geworden sind, daß sie das Nabelsteckende nicht mehr sehen, aber nicht einmal dieser Haß ist echt, wie auch alles andere an ihnen, das sie nicht aus innerem Antrieb, sondern weil es ihnen eben anbefohlen ist, ausüben. Unehrlieh wie so ziemlich jedes Wort, ist auch der Haß gegen die Sozialdemokratie, den sie martellieren, um das Wohlgefallen ihrer Auftraggeber zu erringen und den sie als Antwort auf den Artikel des Genossen Burian bereithalten. Die vorgeschriebene Formel lautet, daß „die Sozialdemokratie der Hauptfeind im Proletariat“ ist und daß gegen sie „der Hauptschlag in der gegenwärtigen Periode“

des Klassenkampfes" geführt werden müsse und ganz in diesem Sinne klappert nun die tibetische Obebtüchle, es könne, „der Schlag gegen den Faschismus nur über die Köpfe der sozialdemokratischen Führer hinweggeführt werden". Vorläufig, wenigstens bei uns, ist die kommunistische Partei noch nicht einmal so weit, um mit den von der Polizeigewalt gegen sie geübten Schurkereien fertig zu werden, sie bringt auch kaum eine nennenswerte Aktion zuwege, aber ihre Wortführer nehmen den Mund voll, als würde ihre Partei morgen schon die ganze kapitalistische Weltordnung über den Haufen rennen. Die Zahl ihrer Feinde scheint ihnen nicht groß genug zu sein, um an ihnen ihre überschüssigen und überquellenden Kräfte zu erproben, es müssen ihrer noch mehr sein. Unfähig, wehrlos wollen sie alles auf einmal vernichten, auch die Sozialdemokraten — mit dem weit aufgerissenen Mund! In Deutschland steht die Entscheidung auf des Messers Schneide, die Verteidigung von Freiheit und Demokratie ist eine Lebensfrage der ganzen Arbeiterklasse geworden, die Kommunisten aber wiederläuen ihre albernen Schimpfereien auf die Sozialdemokraten und deklamieren unentwegt: der Hauptfeind ist die Sozialdemokratie!

Schon gelegentlich des Stahlhelm-Vollentscheides, bei dem die Kommunisten auf Seite der vereinigten Reaktion standen, war es Trotzki, der ihnen vorhielt, eine Einheitsfronttaktik, bei welcher sich die Kommunisten Schulter an Schulter mit den Faschisten gegen die Sozialdemokratie und das Zentrum stellen, werde ein proletarischer Kopf nie verstanden und er stellte die Tatsache fest, daß man es hier mit einem prinzipiellen Verrat am Marxismus zu tun hat, zum Zweck, die Schärflaternerie der Faschisten am besten nachahmen zu können. Man müsse, so sagte Trotzki, endlich aufhören, die Sozialdemokraten als Faschisten zu brandmarken, das sei eine Dummheit, die die Kommunisten selbst immer wieder verwirrt und wörtlich schrieb er: „Um das feste Vertrauen der Arbeiterschaft zu gewinnen, müssen wir uns vor allem hüten, zu flunkern, unsere Kräfte zu übertreiben, die Tatsachen zu übersehen, oder noch schlimmer, sie zu verdrehen. Indem wir die Arbeiter betrügen, betrügen wir uns selbst".

Nunmehr ergreift Trotzki neuerdings in zwei Broschüren das Wort, in denen er das Verhängnisvolle eines faschistischen Sieges schildert. Belamutlich ist die ganze Taktik der deutschen Sozialdemokratie gegenwärtig darauf eingestellt, eine Machtergreifung des Faschismus zu verhindern, eine Politik, für welche die Kommunisten in ihrer Verantwortungsllosigkeit nur Hohn und Verleumdung übrig haben. Trotzki schildert demgegenüber, wie ein Sieg des Nationalsozialismus die Vertilgung der Blüte des deutschen Proletariats herbeiführen würde und wie „entsprechend der weitans größeren Reife und Schärfe der sozialen Gegensätze in Deutschland die Völlerarbeit des italienischen Faschismus sich wahrscheinlich als blaffes und fast humanes Experiment ausnehmen würde im Vergleich zur Arbeit des deutschen Nationalsozialismus". Er behauptet

das kommunistische Gerüde „daß man den Faschismus nicht besiegen kann, ohne zuvor die Sozialdemokratie besiegt zu haben", denn es wäre lächerlich, zu glauben, die kommunistische Partei werde „in den nächsten Monaten sowohl die Sozialdemokratie als auch die Faschisten niederwerfen". Auch Trotzki, dem seine Arbeit für den Bolschewismus als Dank die Verbannung aus Rußland eingetragen hat, ist Kommunist und er ist wahrhaftig kein Freund der Sozialdemokratie, aber er erkennt, daß die Sozialdemokratie, wenn auch geschwächt, so doch sich nicht so leicht, wie es sich die kommunistischen Stundsköpfe vorstellen, umzubringen ist. Der Versuch, die sozialdemokratischen Arbeiter von ihren Führern loszureißen, erscheint ihm als eine „hohle Phrase", er fordert eine Verständigung mit der Sozialdemokratie darüber „wie zu schlagen, wen zu schlagen und wann zu schlagen" sei und er warnt die Kommunisten: „Wenn der Faschismus zur Macht gelangt, wird er wie ein furchtbarer Taub über eure Schädel und Wirbelsäulen hinweggehen. Rettung liegt nur in unbarmherzigen Kampf. Und Sieg kann nur die Kampfesverknüpfung mit den sozialdemokratischen Arbeitern bringen".

Die Umbildung des französischen Kabinetts.

Paris (Eigenbericht). Der physische Tod des Kriegsministers Andre Maginot und der politische Tod des Außenministers Aristide Briand machen jetzt eine Umbildung des französischen Kabinetts nötig. Die Krise wird am 13. Jänner, am Tage des Wöberzujourentrats von Kammer und Senat, abzuwickeln.

Drei Möglichkeiten bieten sich dem Ministerpräsidenten Pierre Laval. Er kann mit seinem ganzen Kabinett demissionieren, er kann sein Ministerium teilweise umbilden, und er kann schließlich das Kriegs- und Außenministerium durch andere Minister des heutigen Kabinetts übernehmen lassen.

Im Moment ist das Wahrscheinlichste, daß Pierre Laval dem Republikpräsidenten Paul Doumer am 12. Jänner die Gesamtdemission des heutigen französischen Kabinetts überreichen wird. Wenn er sich für diese Lösung entscheiden sollte, so hält er es auch für ziemlich sicher, daß ihm die Neubildung des Kabinetts wieder übertragen wird. Das wäre diesmal um so leichter, als Laval nicht im Parlament gestürzt wurde. Schon jetzt spricht man davon, daß Laval dann sein Kabinett weiter nach links orientieren wird. Auch Anfang 1924 hatte es Poincaré für richtig erachtet, einige Leute aus der Linken des Parlaments im Hinblick auf die Kammerwahlen des 11. Mai 1924 in die Regierung zu nehmen, doch hatte auch vor acht Jahren die Kabinettsbildung mit linkem Anstrich den Ministerpräsidenten nicht über die Neuwahlen hinweggetrieben können. In drei Monaten wird in Frankreich die Kammer neu gewählt, und da der Zug nach links geht, wiederholt Laval das Experiment.

Während Poincaré aber 1924 bei seiner Kabinettsumbildung nur Abgeordnete für sich gewinnen konnte, die gerade zur Linken Mitte gehörten, scheint es, daß Laval auf Parlamentarier rechnen kann, die direkt zur Linken gehören. Paul Painlevé, der frühere Ministerpräsident, der

Solange die Stalinsche Bürokratie den einzelnen kommunistischen Parteien die Geheiß ihres Handelns vorschreiben darf, solange ist freilich nicht daran zu denken, daß die Kommunisten Einkehr und Umkehr halten. Und so darf man sicher sein, daß auch Trotzki, der alte routinierte Revolutionär, ebenso wie jeder kommunistische Arbeiter, der angesichts der drohenden Gefahr an das Nächstliegende denkt, an die gemeinsame Verteidigung des Ertrungenen und der Positionen der Arbeiterschaft denken wollte, als Verräter angebrüllt werden wird. Umso deutlicher muß es jedem sozialdemokratischen, aber auch jedem kommunistischen Arbeiter werden, daß allein die Sozialdemokratie, die in jahrzehntelangem Kampf gegen die Todfeinde der Arbeiterklasse ihren Mann gestellt hat, fähig und willens ist, den großen Entscheidungskampf zwischen Freiheit und brutaler Reaktion zu führen. Wer, da der Feind vor den Toren steht, nichts anderes zu tun weiß, als in den eigenen Reihen Haß und Zwietracht zu säen, ist der wahre Verräter und Helfer des Feindes. Die Sozialdemokratie wird unbesorgt um das Jaggeheul der Kommunisten ihren Weg gehen, doch über den nichtswürdigen Klassenerrat der kommunistischen Parteibürokratie wird die Geschichte das verdamnende Urteil sprechen.

den französischen Nationalisten stimmte da der Außenminister Briand für das französische Kadaver Laval und gegen die Veranlassung der Versammlung im Trocadero-Saal. Das zeigte bereits Briand als einen politisch völlig erledigten Mann. Die französischen Nationalisten triumphierten über ihn, und mit diesem Ergebnis mag Herr Diller zufrieden sein. Wir sind es nicht. K. L.

Briands Krankheit ernst.

Paris, 9. Jänner. Die Nachricht von der Demission Briands wurde amtlich noch nicht bestätigt. Ministerpräsident Laval wird erst nach dem Begräbnis Maginots am Sonntag die Demission Briands bekanntgeben und die Beratungen über den Erfsah der beiden Minister, eventuell über eine Regierungsneubildung, beginnen. Nach übereinstimmenden Meldungen aus zahlreichen Quellen scheint sicher zu sein, daß Briands Krankheit (Herzschwäche, schwache Blutgirkulation und starke Schwellung der Beine) so ernst ist, daß er an den internationalen Beratungen im Auslande nicht teilnehmen, ja vorläufig nicht einmal eine Erholungsreise nach dem Süden antreten kann.

Auf die Frage des Ministerpräsidenten, ob Briand ein Ministerium ohne Parteifunktion anzunehmen bereit wäre, soll Briand sich die Antwort vorbehalten haben.

Amerika bleibt fest,

auch wenn es isoliert werden sollte.

Washington, 9. Jänner. (Neuer.) Wie aus dem Weigen Hause verkehrt wird, werden die Vereinigten Staaten — auch wenn sie isoliert bleiben sollten — fest auf ihrer Japan und China erteilten Warnung beharren, derzufolge die Vertragsrechte Amerikas in der Mandchurei durch nichts berührt werden dürfen.

Hierbei wird jedoch betont, daß diese amerikanische Aktion nicht bedeuten solle, daß die Vereinigten Staaten nicht mehr mit dem Völkerverbunde zusammenarbeiten wollten.

Chinas Einheit nur fittiv.

Der Standpunkt Japans.

Tokio, 9. Jänner. Die amerikanische Note wegen der Mandchurei ist im Außenministerium und in der Presse sehr wohl aufgenommen worden. Man erklärt, die Note halte mit ihrer Berufung auf den Kellogg-Pakt an der Fiktion der politischen und administrativen Einheit Chinas unter Einschluß der Mandchurei fest. Diese Einheit habe tatsächlich seit Tschangscholin nie mehr existiert, da die Mandchurei immer nur nominell der Panking-Regierung unterstand. Obendrein sei die Verdrängung Tschangscholians und seiner Organe aus der Mandchurei ursprünglich von Japan nicht beabsichtigt (?) gewesen. Sie habe sich vielmehr erst während der letzten Monate infolge der Weigerung der Chinesen, den Konflikt durch direkte Verhandlungen zu erledigen, und infolge der fortgesetzten antijapanischen Agitation der inzwihschen in sich zusammengebrochenen Muldenbehörden zwangsläufig ergeben.

Ein Jesuitenloster in Brand.

Madrid, 9. Jänner. Nach einer Mitteilung des Innenministeriums ist das Jesuitenloster in Oña Provinz Burgos in Brand gesteckt worden. Nähere Einzelheiten fehlen noch.

Jan Hus

Der letzte Tag

Ein geschichtlicher Roman v. Oskar Wöhrle

(Verlag „Der Büchertrieb", G. m. b. H., Berlin 1932. 61.)

I.

Was muß sterben.

Die lärmenden Treiber, die ihn seit Wochen umringt halten, haben die abschneidende Kette geschlossen. Nun, ihrer Beute gewiß, lassen sie das letzte Gatter fallen.

Es ist genau so gekommen, wie der verlagte Magister in seiner Appellation, vor drei Jahren in Prag vom Papst an Jesum Christum, den höchsten Richter getan, voller Betrübnis des Bezugs und voller Kummernis der Seele schriftlich niedergelegt hat:

„Siehe, der Feind hat sich aufgerichtet! Die Rot ist vorhanden, aber niemand, der mir hüffe! Viel Dumd umgeben mich, und die Versammlung der Formwütigen hat mich beseffen!

Sie haben wider mich geredet mit betrüglischer Jung. Mit geschäftigen Worten haben sie wider mich bantliert und wider mich gefochten ohne Urtsah!

Denn sie haben über mich einen solchen Rat gehalten, logend: Wir wollen sein Speis mit Holz verderben und ihn aus dem Land der Lebenden treiben, daß seines Namens nimmermehr soll gedacht werden!"

Wirklich, so ist es.

Schärfer als mit des Bedrohten eigenen Worten kann die Lage gar nicht ausgesprochen werden.

Das in die Halle gelaufene böhmische Wild ist eingekesselt und endgültig gestellt.

Es gibt keinen Ausweg, keine Rettung mehr. Hus muß sterben.

Sein Tod ist unabwendlich.

Der ganze Handel ausgemacht hinter verschlossenen Türen, von den Wortführern der Kurie und der deutschen Nation des Konzils abgesehen, abgetrotzt, abgebrocht dem in dieser Sache ewig jügernden, ewig unentschiedenen Sigmund, römischen König, der aber heute gar nicht königlich wirkt, trotz seinem vornehmen schwarzen spanischen Anzug, aus dem dunkelsten Sammet mit silberweddrerhemt haben genäht und vom Träger der Krone mit vollem Bedacht gerade für diese Sitzung des Geheimkonventikels ausgewählt. Rein, heut steht der rotbärtige Wehrer des Reichs, der Herr über Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Slavonien, gar nicht aus als Inhaber und Anführer der weltlichen Macht, nein, ihm rennt der helle Schweiß großtropfig von der gebildeten Stirn, sein Atem fliegt, seine Gliedmaßen bebend und zittern, die paar Zähne, die er noch in den Kiefern hat, klacken hörbar aufeinander, als ob er Fieberfrost hätte, und allen, die ihn in dieser Versammlung sehen, muß es scheinen, als sei nicht Hus, sondern er, Sigmund, der arme Sünder, um dessen Verbrennung es ginge.

Doch, mag ihm, dem König, der Entschluß, seinen ehemaligen Schüßling fallen zu lassen, noch so schwer werden, die Endentscheidung läßt sich nicht mehr umgehen, nicht mehr länger hinausschieben, durch alle diplomatischen Künste nicht.

Damit ist das Schicksal des angeklagten Magisters entschieden. Sein Tod ist notwendig. Aus Gründen des Staates, aus Gründen der Kirche, aus vielen anderen Gründen mit.

Wie hat doch Michael de Causis, Duffens eifrigster, geschäftigster und verbissenster Ankläger, eben in der Schluchrede gesagt, mit seinen ausgebeinteten, gelben Totenfüßlern die Kanie des Sprechpultes umklammernd und Speichelbläschen noch allen Seiten spritzend:

„Räudige Schafe gehören ausgemergelt aus

der Herde! Und selbst wenn der Keher noch im letzten Verböhr oder gar auf dem Scheiterhaufen widerriefe: Glaubst ihm nicht, ehrwürdige Väter, glaubt ihm nicht! Das wären nur weitere trügeliche Schläge des verderblichen Wolfes. Traut ihm nicht, Leuchten der Kirche, traut ihm nicht! Ich beschwöre euch bei Jesu, uneres Heilandes Wundmalen! Fort mit Duss! Entsetzt ihn seiner priesterlichen Würden! Ueberantwortet ihn dem weltlichen Arm, auf daß ihm sein Recht geschehe, und das wird Heulen und Jahnkärtschen sein! Seinen stinkenden, hoffärtigen, lecherischen Leib presse die Flamme! Die Kammer der Kirche, die er durch seinen Geifer besudelte, werde wieder rein!"

Losender Beifall ist dieser Dekrede gefolgt. Händeklatschen, Fußgetrampel, daß der ganze Estrich des Refektoriums zittert, und Gelärm und Gejohl, Ausgelassenheit an schrillem Geisfrei, als sei hier nicht eine Versammlung der Blüte der Christenheit im Jahre des Heils 1415 noch unsres Erlösers Geburt, sondern ein aufgeregter, vielerbühter, leidenschaftendurchwühlter heidnischer Pöbelhaufe im römischen Zirkus, vor den Augen des Kaisers durch Niederstöß des Donmens blutlezend, häumend und schäumend, den Tod eines im Reiz gefangenen, unterlegenen Gladiators fordern.

Also Tod für Hus!

Also Verbrennung! Auslöschung! Vernichtung!

Das ist besser als lebenslängliche Haft und Einschließung in irgendeinem abgelegenen schwäbischen Kloster, wie das von einigen humanitäts-triefenden Stimmgebenden vorgeschlagen wurde.

Von Stimmgebenden übrigens, die noch genauer unter den geschliffenen Verüll zu nehmen sind! Sie haben sich für Hus mit solcher Einbringlichkeit eingesetzt, daß der Verdacht nicht von der Hand zu weiten ist, die Fürsprecher könnten mit böhmischem Geld gekauft und bestochen sein.

„Da alles seinen Marktpreis hat in dieser Zeit und in diesen Vaterländern, da der Wert von Rentnern und Pfänden ganz genau in Gold und Silber ausgegnet werden kann, bis in das letzte Pfand Pfennig hinein, da ferner Reimungen gegen Geld oder Geldwert gewechselt werden wie verschwizle, abgetragene, nicht mehr waschbare Hemden, warum sollten da nicht die Fürsprochen für den Böhmen gekauft und eingekandelt sein?"

„Dah, dah!" hat Palecz ihm seinerzeit ins Gesicht hineingeschrien: „Wo ist die Joppe voller Sünder?"

Dus ist reich.

Er leugnete es zwar ab, als ihn der Verböhr-Ratdinal fragte: „Ist es wahr, daß du siebzigttausend Goldgülden besitzt?"

Doch was gilt schon die Ablegnung eines Rebers!

Darum aufgepaß!

Aus der Welt mit ihm! Kein Klostergefängnis! Tod!

Tod ist auch sicherer als Einsperrung und gefängliche Verwahrung.

Kerkermauern können erbrochen, Gefängnisgitter durchgelagt werden. Gold macht sogar die Tugend der Konnen stolpern, warum nicht die eines Gefangenenwarts?

Und selbst, wenn Duffens Ablegnung wahr sein sollte und er selber, seine Person andrettsend, arm ist wie eine Kirchenmaus, das eine steht fest und läßt sich nicht widerlegen: die vom böhmischen Adel konnten ihn jederzeit lösen; denn die haben Goldes genug und sind seine Freunde. Soviel weiß man.

Tod dagegen schließt alle Zwischenfälle aus, mögen sie kommen, woher sie wollen.

Alles Gold der Welt kann einen toten Menschen nicht mehr lebendig machen.

Tod ist der Schlusstrich!

Tod bereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Einschreiten der USA. in Ostasien.

Die amerikanische Regierung hat sich plötzlich zu einem Schritt entschlossen, der ebenso überraschend ist, wie er weittragende Folgen haben kann: Sie hat den Regierungen von Tokio und Peking gleichlautende Noten überreicht, in denen sie feierlich an den Washingtoner Neunmächtevertrag von 1922 erinnert, der die territoriale und administrative Unverletzlichkeit Chinas und den Grundsatz der „offenen Tür“ verbürgt, und sie zugleich an ihre Verpflichtungen aus dem Kellogg-Pakt von 1928 erinnert. Diese Noten sind den sechs anderen unterzeichneten Mächten des Washingtoner Vertrages zur Kenntnis gebracht worden, das sind Großbritannien, Frankreich, Italien, Belgien, Holland und Portugal, die seinerzeit an der Seeabüstungs-Konferenz teilgenommen hatten, auf der dieser China-Vertrag zustande kam. Ebenso ist auch Deutschland von dem Schritt verständigt worden.

Der amerikanische Schritt ist schon deshalb überraschend, weil er anscheinend ohne besonders aktuellen Anlaß erfolgt; es sei denn, daß das amerikanische Gewissen gegenüber China erst durch den Ueberfall auf den Konful der USA. in Charbin aufgerüttelt worden wäre — aber gerade dieser Zwischenfall hätte das Staatsdepartement soeben als die förmliche Entschuldigung der japanischen Regierung als beigelegt anerkannt. Die Ereignisse in der Mandchurei haben ihren Anfang Mitte September 1931 genommen, als die japanischen Truppen unter einem plumpen Vorwand dieses riesige Gebiet zu besetzen begannen. Da man schon damals die China-Hilfsaktion an den Völkern und die noch togende Jahresversammlung des Völkerbundes befaßte sich mit diesem Vorgehen. Da man als schon nahmen die Völkerbundmächte mit der Regierung von Washington Fühlung, aber diese begnügte sich mit allgemeinen Redewendungen und hielt sich ostentativ zurück. Jetzt schreiben wir Anfang Jänner 1932. Inzwischen hat der Völkerbundrat zwei ausgedehnte Sonderzusammenkünfte abgehalten, einmal in Genf im Oktober und sodann in Paris im Dezember, jedesmal unter Teilnahme eines amerikanischen Beobachters, aber von einer besonderen Aktivität der Vereinigten Staaten zugunsten des angegriffenen China war nicht viel zu verspüren.

Nicht auf einmal, am 7. Jänner 1932, also fast vier Monate nach dem Beginn der imperialistischen Aktion der Japaner, von der schon am ersten Tag feststand, daß sie gegen den Wortlaut und gegen den Geist sowohl des Neunmächtevertrages wie auch des Kellogg-Paktes verstieß, entsinnt sich die amerikanische Regierung ihrer Pflichten und sie unternimmt diesen aufsehenerregenden diplomatischen Schritt. Sollte ihr Gewissen wirklich erst infolge der Besetzung von Tschintschau durch die Japaner erwacht sein, auf die Staatssekretär Stimson in einem ergänzenden Kommentar zu seiner Note hingewiesen hat? Sicher ist, daß mit der Befehlsgebung dieser Stadt die faktische Besitzergreifung der gesamten Mandchurei durch die japanischen Truppen nunmehr vollendete Tatsache ist und daß die Japaner mit gepanzerten Fäust nunmehr bald an die Tore des eigentlichen chinesischen Reiches pochen.

Wenn auch die amerikanische Aktion reichlich spät, vielleicht sogar schon zu spät, erfolgt, so ist sie dennoch zu begrüßen und jedenfalls einer weiteren Passivität vorzuziehen, die sich angesichts des Neunmächtevertrages, des Kellogg-Paktes und des Völkerbundes allmählich zu einem internationalen Skandal herauswächst. Durch die September-Mahnungen des Völkerbundes haben sich die Japaner in keiner Weise behindern lassen; im Oktober übernahmen sie neue Verpflichtungen, als aber der Rat in Paris im Dezember wieder zusammentrat, war die Befehlsgebung der Mandchurei weitergegangen; jetzt hat China abermals den Rat anrufen müssen, weil sich Japan auch um die neuen Dezember-Vereinbarungen nicht kümmert und unter dem alten, bequemen Vorwand der Bekämpfung von „chinesischen Banditen“ weiter marschiert, weiter besetzt, weiter Fliegerbomben abwirft, weiter chinesische Behörden absetzt und durch eigene Strohmänner ersetzt.

Ermutigt durch die Ohnmacht der Völkerbundmächte und durch die Passivität der Vereinigten Staaten, hat Japan vollendete Tatsachen geschaffen und sich immer rücksichtsloser über die bestehenden Verträge hinweggesetzt. Wird sich die Regierung von Tokio durch das späte und plötzliche Erwachen der Regierung von Washington beeinflussen lassen? Das wäre dringend zu wünschen, aber das erste, schroff ablehnende Echo dieses Schrittes in Tokio läßt das Gegenteil befürchten. Und wenn nun die Amerikaner, nachdem sie sich so spät zum Einschreiten entschlossen haben, sich eine solche Mißachtung nicht gefallen lassen, was dann? Die Zukunft im Fernen Osten ist mehr denn je voller dunkler Verwicklungen und Gefahren.

Aus dem Senate. Sitzungen halten ab: Am Mittwoch, den 13. Jänner, um 10 Uhr der Außen-Ausschuß, um 15 Uhr der Volkswirtschafts-Ausschuß; am Donnerstag, den 14. Jänner, um 15 Uhr der verkehrstechnische Ausschuss.

Der Niedergang der tschechoslowakischen Glasindustrie.

Weitere Verschärfung der Arbeitslosigkeit in der Keramikindustrie.

Die tschechoslowakische Glasindustrie, die infolge der Schutzzölle der ausländischen Staaten schon seit länger als zwei Jahren einen schweren Kampf um die Abfahrmöglichkeit ihrer Produkte zu führen hatte, weist am Schlusse des Jahres 1931 derart trübselige Verhältnisse auf, die einem völligen Niedergange sehr ähnlich sehen. Im Harbaur Gebiet wurde die letzte Glashütte eingestellt und in den anderen Gebieten des Staates sind ebenfalls

weitere Betriebs-einstellungen erfolgt, während in den noch produzierenden Betrieben starke Kurzarbeit eingelegt wurde.

Voll beschäftigt sind nur noch vier Prozent, während 63,2 Prozent gänzlich eingestellt sind und nur noch der restliche Teil mit stark gekürzter Arbeitszeit produziert.

Der wirtschaftliche Stand der tschechoslowakischen Glasindustrie am Schlusse des Jahres 1931 war folgender:

Branchen	Gegläsne Betriebe	Normallohn der Beschäftigten	Gänzlich stillgelegte Betriebe	Gänzlich arbeitslose Personen	Prozent der gänzlich arbeitslosen	Nach teilweise beschäftigt	Arbeitszeit	Prozent der normalen Beschäftigten
Hohl- und Bleiglas	198	28000	137	15730	66,8	8970	400	1,4
Fensterglas (Hand- u. Maschinenerzeugung)	11	3900	6	1563	40,0	1950	387	9,9
Flaschenglas (Hand- u. Maschinenerzeugung)	28	2500	16	1690	66,8	810	—	—
Spiegel- und Gutzglas	23	3900	11	1465	37,8	970	1465	37,5
Heimindustrie	489	7500	430	5690	73,0	2100	—	—
Zusammen	749	46100	600	29138	63,2	14800	2252	4,8

Etwas besser, aber ebenfalls sehr trübselig sind die Verhältnisse in der Keramikindustrie. Hier ist noch eine Vollbeschäftigung von 27,9 Prozent aufzuweisen und beträgt die Zahl der gänzlich Arbeitslosen 19,4 Prozent der normalen Belegschaften. Man neigt wohl zu der Auffassung,

daß hier im Jänner eine Besserung erwartet wird, jedoch ist in der ersten Woche im Jahre 1932 eher eine Verschlechterung der Situation zu verzeichnen. Am Schlusse des alten Jahres ergab sich nachstehende Situation:

Branchen	Gegläsne Betriebe	Normallohn der Beschäftigten	Gänzlich stillgelegte Betriebe	Gänzlich arbeitslose Personen	Prozent der gänzlich arbeitslosen	Nach teilweise beschäftigt	Arbeitszeit	Prozent der normalen Beschäftigten
Porzellan	47	12740	13	1790	13,1	7316	3644	28,7
Feinton	17	2500	2	800	34,7	847	653	28,4
Kaolin	16	1140	5	582	51,0	925	233	21,2
Zusammen	80	16180	20	3162	19,4	8488	4530	27,9

Die Glas- und Keramikindustrie gehören mit zu den wichtigsten Exportindustrien der tschechoslowakischen Republik. Durch die in letzter Zeit in England eingeführten Schutzzölle sowie die verschärften Devisenbestimmungen der einzelnen Staaten wurden diese beiden Industrien neuerlich sehr empfindlich betroffen. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Kapitalnot immer größer wird und es ist in letzter Zeit keine Seltenheit, daß

Schwierigkeiten in der Beschaffung des Geldes zur Lohnauszahlung bestehen.

Besonders die Glasindustrie hat in den letzten Jahren durch die ungeheueren Rationalisierungsmaßnahmen ungemein große Kapitalien investiert, die nun fest verankert und nutzlos brach-

liegen, wobei der Kapitalmangel umso größer wird, als sich die Banken sehr reserviert verhalten, andererseits auch oftmals nicht den Anforderungen an Geldmitteln gerecht werden können. Die Aussichten für die nächste Zeit sind nicht günstig und ist auch bei einer denkbar besten Gestaltung der Verhältnisse damit zu rechnen, daß 25 bis 30 Prozent der Industrie die Produktion nicht mehr aufnehmen werden.

Die Lage der Arbeiterschaft ist verpöndelt, da infolge der langen Dauer der Krise bei vielen die Unterstützungsansprüche vollständig erschöpft sind und tausende Menschen dieser beiden Industrien sich in der bittersten Not befinden. Hilfe tut hier dringend not und die Erschließung einer neuen Unterstützungsmöglichkeit ist ein Gebot der Stunde.

Die wahren Schuldigen.

Die deutschen Agrarier im holden Verein mit ihren tschechischen Brüdern haben es sich anscheinend in den Kopf gesetzt, jeden sozialistischen Fortschritt zu Gunsten der Arbeiterklasse zu verhindern. Eine agrarische Größe um die andere weilt aus vollem Halse vor allem gegen den Ausbau der Arbeitslosenunterstützung.

Abg. Windirsch, der Präsident der deutschen Sektion des böhmischen Bundeskulturates, ein alter Sozialistenfeind, ist dabei einer der lautesten Schreier. Da jede seiner Wald- und Wiesenerden in der landbändlerischen Presse groß aufgemacht werden, als ob sie Gott weiß welche Heilswahrheiten enthalten, ist seine arbeiterfeindliche Einstellung leicht zu kontrollieren. In der letzten Zeit sprach er in Duschlauerdorf bei Reichenberg. Sein Hauptschlagwort war das — Sparen. Vor allem müßte der Staat sparen. Wer beleiße nicht bei den staatlichen Subventionen für die Agrarier! Das Sparen dürfe aber bei den Einrichtungen des Staates nicht halt machen, sondern muß, nach Herrn Abg. Windirsch, auch in den Selbstverwaltungskörpern (Gemeinde, Bezirk, Land) und in den Sozialinstituten die unbedingte Fortsetzung finden. „Selbstverständlich“ meinte Herr Präsident Windirsch, daß zuerst bei den Fürsorgeeinrichtungen tüchtig gespart werden müßte. Oder nicht?

Die wahre Natur der Landbändler kommt zum Ausdruck dort, wo sich Windirsch gegen den Ausbau der Arbeitslosenunterstützung wendet. Die Schaffung eines Rotfonds, zu dem auch die bisher verschonten Unternehmer beitragen sollen, liegt ihm schwer im Magen. Er plädiert zuerst für gemeinsame Arbeit zur Behebung des Innen- und Außenhandels, dann kommt aber der Pferdeschuh:

„Konfliktstoffe beinhaltet dagegen die Lösung des Arbeitslosenproblems, wenn dabei die Erfüllung von Forderungen verlangt wird, die unsere entkräftete Volkswirtschaft nicht zu leisten vermag. Die Schaffung eines Arbeitsfonds darf von den sozialistischen Parteien nicht in einem Zeitpunkt erprecht werden, der hierfür weder wirtschaftlich noch politisch geeignet ist. Zur Lösung dieser Frage muß ungezügelter, volles Einvernehmen herrschen. Vor allem ist aber einmal genau in vielen Fällen die Berechtigung zum Bezuge der Arbeitslosenunterstützung nachzuprüfen, damit endlich die Zahl der wirklich berechtigten Bezahler festgestellt wird.“

Die jetzt so dringend notwendige Ausgestaltung der Arbeitslosenfürsorge, die endliche Bezanngung der Kapitalisten, ist nach der Meinung des Herrn Abg. Windirsch eine Erpressung! Auf der gleichen geistigen Höhe bewegt

sich das Verlangen der Kontrolle der Arbeitslosen selbst.

Die Arbeitslosen ersehen daraus wiederum, daß ihre Hauptfeinde die selbstfürchtigen Herrschaffen von Agrar und Palm sind. Die Kommunisten und Sozialdemokraten bekämpfen aber nicht die Agrarier, sondern uns Sozialdemokraten. Wenn Kundgebungen der Arbeitslosen notwendig sind, so gegen ihre tatsächlichen Feinde: die Kapitalisten aller Grade, nicht zuletzt gegen die agrarischen Führer. Sie sind die wahren Schuldigen an dem unbefriedigenden Stande der Arbeitslosenfürsorge. Sie müssen zur Rechenschaft gezogen werden, nicht etwa — Gen. Dr. Czech . . .

Die Tischler gegen die Sozialpolitik.

In der letzten Nummer der in Nemes erscheinenden „Wöbel- und Tischlerzeitung“ wird in heftiger Weise gegen die Sozialpolitik im allgemeinen und den Fürsorgeminister, Genossen Dr. Czech, im besonderen, zu Feld gezogen. Es heißt da u. a.:

„In den meisten Staaten ist man daran, die Soziallasten abzubauen, die Arbeitszeit zu verlängern, ohne Lohnherabsetzungen, um durch eine rationalisierte Erzeugung billiger zu produzieren, um auf den Weltmärkten eine gesunde Konkurrenz zu bestehen. In unserer Republik macht man es gerade verkehrt. Nach dem Exposee des sozialdemokratischen Fürsorge-ministers Dr. Czech werden unsere Unternehmer noch mehr mit Soziallasten belastet, dann sollen besondere Kräfte-abgaben eingeführt werden, die wieder nur der Unternehmer tragen muß und um die Sache im sozialistischen Sinne abzurufen, kommt auch noch die vierzigstündige Arbeitswoche ohne Lohnherabsetzung.“

Ebenso ist es den Tischlermeistern — die sogar die Arbeitszeit verlängern wollen! — nicht recht, wenn die Städte und Gemeinden Aktionen für Arbeitslose unternehmen. Welcher Haß gegen die Arbeitslosen die Herrschaften erfüllt, dafür nur der eine Satz aus der wirklich infamen Notiz: „Da fehlen ihnen noch“, so wird in bezug auf die Arbeitslosen geschrieben, „zum Nachschick die guten Zigarren, der schwarze Kaffee und die Gängematte.“ Es ist empörend, wie man sich da über Menschen lustig macht, die seit Jahren arbeitslos sind, seit Jahren unter den Wirkungen der Krise furztbar leiden, die im kalten Zimmer sitzen müssen und nichts ordentliches zu essen haben und deren Kinder hungern und frieren. Die Anständigen unter den Tischlermeistern mühten wirklich die Gemeinschaft mit jenen ablehnen, die sich über die Arbeitslosen in dieser Weise lustig machen, sie mühten dem Redakteur ihrer Zeitschrift, der sich so etwas zu schreiben unterfanat, zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.

Unser neuer Roman.

Der Arbeiterdichter Oskar Wöhrle ist unseren Lesern bekannt. Vor einigen Jahren haben wir den humorvollen Roman „Der Baldamus und seine Streiche“, dessen Verfasser Oskar Wöhrle ist, in unserer Blatte veröffentlicht. Der Roman hat gefallen, er hat viele Arbeiter zu Freunden des Dichters gemacht. Sie alle werden sich freuen, nun mit einem neuen Werke Oskar Wöhrles bekannt zu werden, mit einem Roman, der den Dichter auf einer sehr beachtlichen Höhe seiner künstlerischen Entwicklung zeigt, der aber auch schon durch die Stoffwahl die Anteilnahme unserer Leser erzwingt. Wir beginnen heute mit dem Abdruck des Romans

„Jan Hus * Der letzte Tag“

Daß der große tschechische Reformator und Märtyrer im Mittelpunkt der Handlung stehen muß, sagt schon der Titel. Aber doch ist der Roman keineswegs einer der üblichen biographischen Romane. Hus steht im Mittelpunkt. Aber er tritt nur in ganz wenigen Szenen selber handelnd auf. Die Handlung des Romans bewegt sich um Hus. Hus lebt in den Gedanken aller Menschen des Romans, er steht immer, immer im Hintergrunde, mahnend, drohend, er bestimmt das Handeln der Menschen, im Guten und im Bösen . . . der Roman führt nach Konstanz, der Stadt des großen Konzils, und er führt nach Konstanz am Vorabend der Hinrichtung des Magisters Hus und er entläßt den Leser unmittelbar nach dem gräßlichen Geschehen . . .

So umfaßt der Roman nur eine kurze Zeitspanne — aber es sind entscheidende, sind schicksalsschwere Tage, die er uns miterleben läßt. Erinnerung an die Folgen der Verbrennung des Jan Hus sind ja in diesem Lande lebendiger denn sonst irgendwo! Und so anschaulich, so plastisch, mit so suggestiver Kraft ist das Leben und Erleben in Konstanz dieser weltgeschichtlichen Stunden geschildert, ein so farbenreiches Bild jener fernsten Zeit, des spätmittelalterlichen und des bürgerlichen Lebens und Treibens der hohen und niedrigen Geistlichkeit gezeichnet, daß der Leser nicht loskann von diesem Roman, von ihm gefesselt ist bis ans Ende.

Oskar Wöhrle ist es gelungen, in seinem Roman eine längstversunkene Zeit und einen der großen Helden dieser Zeit wieder lebendig zu machen, — er hat ein Kunstwerk geschaffen, aber ein Kunstwerk nicht für ein paar Auserwählte, sondern für viele — und recht viele Arbeiter und Arbeiterinnen sollen den spannenden und doch so gehaltenen Roman kennen lernen.

Abessinier massakrieren französische Eingeborene.

Gegen zweihundert Tote auf beiden Seiten.

Paris, 9. Jänner. Havas meldet aus Dschibuti: Infolge eines Anschlages, der unter den dortigen Stämmen große Erregung ausgelöst hatte, sind etwa sechshundert abessinische Krieger in das Gebiet der französischen Kolonie von Dschibuti eingedrungen, haben einen der dort lebenden Stämme angegriffen und 134 seiner Mitglieder getötet. Eine Abteilung berittener Truppen hat die Angreifer zurückgeschlagen, die dabei sechzig Tote und zahlreiche Verwundete zu verzeichnen hatten.

Polens Unterdrückungspolitik in der Ukraine

unter ausländische Druck gemildert?

Warschau, 9. Jänner. Die nationaldemokratische „Gazeta Warszawska“ verzeichnet Gerüchte aus Lemberg, nach denen in der Behandlung der Ukrainer ein Umschwung bevorstehe. So sollten etwa tausend ukrainische Schulen, die seinerzeit von Polen geschlossen worden waren, wieder geöffnet werden; ferner will man in Stanislaw eine ukrainische Universität errichten. In diesen Zugeständnissen an die Ukrainer soll sich die Regierung mit Rücksicht auf die internationale Lage Polens entschlossen haben. Die Regierungspresse bringt indessen keine Bestätigung dieser Gerüchte.

Urteil gegen die polnischen Oppositionellen

Für Mittwoch anberaumt.

Warschau, 9. Jänner. Rody kürzlicher Dauer wurde der Prozeß gegen die elf ehemaligen Führer der oppositionellen Links- und Zentrumsparteien, der am 26. Oktober 1931 begonnen hat, am heutigen Tage beendet. Am letzten Verhandlungstage hielten die letzten zwei Angeklagten, die Bauernabgeordneten Kiernik (ehemaliger Innenminister) und Butel ihr Schlußwort, worauf der Vorsitzende des Tribunals das Gerichtsverfahren für geschlossen erklärte. Die Beratungen des Tribunals werden drei Tage in Anspruch nehmen. Das Urteil wird am Mittwoch auf schriftlichem Wege bekanntgegeben werden.

Tagesneuigkeiten

Warum Soldatenselbstmorde?

Ein Soldatenbrief.

Ein Soldat, dessen Name, Regiment und Stationort uns bekannt ist, schreibt uns: Keine Woche vergeht, wo nicht die Zeitungen über einen Soldatenselbstmord Meldung bringen, und wenn es dann schon vorkommt, daß nach einem solchen Falle einige Zeit „Ruhe“ eintritt, dann nicht aus dem Grunde, weil manche Soldaten, die sich mit dem Gedanken tragen, ihr Leid mit dem Tod zu vertauschen, abgelehrt werden, nein, aus einem ganz anderen Grunde. So wie die Dessenlosigkeit von einem neuen Soldatenselbstmord erfährt, so erfahren auch wir Soldaten es und unser Herz ist mit den Leidensgenossen, die als letzten Ausweg den Tod betrachtet haben, mit unseren Kameraden.

die für uns gestorben sind, um in unserer trostlosen Lage eine Besserung herbeizuführen.

Und wenn die traurige Nachricht zu uns gelangt, daß wieder ein Kamerad sich erschossen hat, dann geht in jedem von uns die Frage um: Wird es jetzt besser werden oder wird es weiterhin so bleiben? Wird die Militärbehörde an den Selbstmorden der Kameraden einsehen, die diesen Märtyrern folgen wollen und vielleicht auch werden, hoffen, daß sie nicht auch zu diesem letzten Mittel, dem Freitod, greifen werden müssen.

Und der Grund, wann jetzt vielleicht eine Zeit „Ruhe“ sein wird, ist nicht Angst, denn in der Verzweiflung tut der Mensch alles; nein, weil diejenigen verzweifeltten Kameraden, die diesen Märtyrern folgen wollen und vielleicht auch werden, hoffen, daß sie nicht auch zu diesem letzten Mittel, dem Freitod, greifen werden müssen.

weil sie hoffen, daß endlich die Militärbehörde eingreift.

daß Hilfe kommen wird, die ihre Leiden erträglicher machen wird. Und wie die Leiden mancher Soldaten sind, soll nur folgender Fall schildern:

Ein Soldat meldete sich krank, er wurde vom Arzt für gesund befunden. Aus Angst vor Strafe veruchte er, sich die Pulswunden zu öffnen. Es konnte im letzten Augenblick verhindert werden und er hatte sich nur kleinere Verletzungen beigebracht, mußte jedoch ins Spital geschickt werden. Warum hatte er Angst? Nun weil einige Zeit die Praxis bestand,

daß diejenigen Soldaten, welche sich krank melden und nicht anerkannt werden, bestraft werden.

Auch bei uns war es einige Zeit so, aber nach dem geschickten Vorfalle hörte es auf; ob es ganz aufgehört hat, wird die Zeit lehren.

Und wenn diese vier Selbstmorde wieder nachlos verhalten, dann werden ihnen, unseren Kameraden, noch mehrere folgen, werden noch mehr Soldaten diesen letzten Weg gehen und manches Mutterherz wird vor Schmerz vernichtet werden, manche Familie zugrunde gehen. Drum ist hier eine Aufgabe für alle gebildeten Menschen, hilfreich eingzugreifen: Sollt ihr Soldaten, dann behandelt sie wie Menschen und liefert sie nicht der Militär einzeln aus! Nehmt ihr einer Mutter das gesunde Kind, dann gebt es ihr nicht tot wieder.

Zu den Zeitungsnachrichten über den Selbstmord des Soldaten Rudolf Richter vom Gebirgsbataillon Nr. 4 in Lipto St. Miklos teilt das Ministerium für Nationalverteidigung mit, daß durch die administrativen Erhebungen festgestellt wurde, daß die Trübsinnigkeit des erwähnten Soldaten, die ihn zum Selbstmord führte, ihre Ursache in den Folgen eines Liebesverhältnisses hatte, von denen er erfährt, als er bei seinen Eltern in Loosdorf bei Teisbach auf Weihnachtsurlaub weilte. Die Erhebungen werden fortgesetzt.

Zusammenstoß zweier Torpedoboote

Riel, 9. Jänner. Wie die Nachrichtenstelle der Marinestation der Tissee mitteilt, kam es heute Nacht bei einer Angriffsbübung zu einem

leichten Zusammenstoß zwischen zwei Torpedoboote. Personen sind nicht verletzt worden. Beide Schiffe aber sind zur Ausbesserung in Kiel eingelaufen.

Auf der falschen Seite ausgestiegen und vom Zug erfasst.

Jirna-Klanowik, 9. Jänner. In Jirna-Klanowik (auf der Straße Prag-Kolin) stieg heute um 19 Uhr 25 der Ingenieur der Kolben-Fabrik Lesar mit seiner Frau und seinem Knaben aus dem Personenzug auf der verkehrten, unrichtigen Seite aus und wurde von einer Verschubgarnitur erfasst. Der Mann war auf der Stelle tot, die Frau und der Knabe wurden schwer verletzt und mußten ins Krankenhaus gebracht werden.

Die Goethe-Feier an den deutschen Schulen der Republik.

Gestern sprach im Namen der Partei und der Bildungszentrale der Genosse Abg. Laub in Begleitung der Genossen Paul und Dr. Franzel beim Unterrichtsminister Dr. Déter vor, um sich über den Stand einiger kultureller Fragen zu informieren. Sie brachten vor allem die Goethe-Feier an den deutschen Schulen der Republik zur Sprache. Der Minister bringt diesem Problem größtes Interesse entgegen und sagte eine vom Ministerium angeordnete würdige Goethefeier zu. Die entsprechenden Weisungen werden im Amtsdiktat vom Jänner erscheinen.

Zur Frage des deutschen Schulunterrichts erklärte der Minister, daß die Vorbereitungen hierfür fast abgeschlossen sind und daß im Jänner mit der Eröffnung des deutschen Schuljahres zu rechnen ist.

Fabrik samt Arbeitern unter dem halben Schätzungswert.

Daß die Arbeiter für den Kapitalisten der Natur der kapitalistischen Gesellschaftsordnung noch nichts anderes sind als ein Ding wie Maschinen, die man herauswirft, wenn sie verbraucht sind und die man sich möglichst billig zu kaufen sucht, wenn man sie braucht, ist eine alte Sache. Immerhin aber wird das von den Kapitalisten gewöhnlich nicht so gerade heraus gesagt, und man zieht es vor, sich über die Ware Arbeitskraft wenigstens öffentlich mit schönen Worten wie Berggemeinschaft und ähnlichem zu unterhalten. Wie es aber in Wirklichkeit damit aussieht, verrät in ihrer sprachlichen Unschicklichkeit folgende Anzeige, die kürzlich in einer deutschen Textzeitung erschien:

„Schönes Fabriksanwesen, besonders für Textil, nahe Wien, eigene Wasserkraft, 2000 Quadratmeter lichter Arbeitsraum, 1,2 Hektar Areal, schloßähnliches Herrenhaus, Arbeiterwohnhäuser, Park, Jagdrevier, antike, billige Arbeiter, unter halbem Schätzungswert zu verkaufen. Näheres beim Besitzer C. v. Gall, Wien XIII., Hochlagenstraße Nr. 32.“

Auf Sklavenmärkten dürften die Angebote auch nicht in einer wesentlich anderen Form gemacht werden. Fabriksanwesen mit billigen Arbeitern, die noch dazu „gutartig“ sind. Die „Gutartigkeit“ der Arbeiter, die vom „schloßähnlichen Herrenhaus“ befehligt werden können, soll offenbar dem Käufer dafür bürgen, daß sie auch weiterhin billig bleiben werden und der Kaufpreis sich mit Zeitigkeitsaus ihnen herauswirtschaften lassen wird. Nur gut, daß die gutartigen billigen Arbeiter es nicht immer hören, wenn sich die Textilbarone unter sich geschäftlich über sie unterhalten. Sie könnten sonst am Ende gar böse werden und die samose Idee der Berggemeinschaft könnte weit unter dem Schätzungswert auf Ruff herabsinken.

Der Untersuchungsrichter stellt einen flüchtigen Diebstahl.

Freitag gegen Abend verhöre in Sudweis der Untersuchungsrichter in seinem Büro den angeschuldigten Peter Diebler, der des Verbrechen des Diebstahls, des Mordversuches und einiger Diebstähle verdächtig ist. Diese Vergehen behauptete Diebler zur Flucht. Er überließ dem Aufseher und verließ ihn. Darauf stellte sich ihm der Untersuchungsrichter selbst in den Weg. Es kam zu einer Volgerei, wobei es Diebler

nerkhaftig auf die Straße, bücken sich und greifen fast gleichzeitig nach dem zwischen den Schienen liegenden und noch rauchenden Zigarettenstummel. Hierig strecken sich die mageren Hände danach aus. Ein alter Mann und ein Junger. Sie scheinen Arbeitslose zu sein: äußerst dürftig gekleidet, ausgehungert und durchgefroren. Die Hand des Alten zittert. Sein Rivale ist ihm zuvorgelommen: er hat den Stummel bereits im Munde.

Da höre ich dicht neben mir ein eigenartiges Geräusch: ein grunzendes Lachen, ein lücheln und fürchterlich leeres Lachen. Mein Junge aus der Strokrubahn! Dem scheint diese Szene einen Heidenpaß zu bereiten. Er angst auf die beiden Menschen, grunzt schnappernd und schüttelt seinen Schweinskopf. Dann markiert er schnaufend von dannen. Ich sehe noch seine roten Nasenflallen.

Unterdesse hat sich zwischen den beiden Arbeitslosen ein Streit entwickelt; sie scheinen im nächsten Augenblick handgemein zu werden. Der Jüngere flucht und stößt den Alten beiseite. Der Schreit heiser auf (seine Kappe fällt zu Boden) und sucht nach maßlos erregt mit seinen dürren Armen. Dann hebt er die Kappe auf und humpelt, noch immer heftig gestikulierend und vor sich hinschimpfend, auf den Bestiege zurück. Etwas ungebener Ergreifendes liegt in dem kraftlos erbotenen Verzicht dieses alten, gebrechlichen, vom Leben verbrauchten Menschen.

Der andere kümmert sich nicht um ihn. Die

Hande in den Dolentischen, seine Beute zwischen den Fähen, mischt er sich unter die Passanten. Er hat sich vielleicht schon stundenlang noch ein wenig Rauchbarem göhnt. Etwas muß der Mensch doch haben, das ihm das Leben leichter macht; wenn es auch nur der kleine, abgelutschte Rest einer Zigarette ist, den ein anderer weggenommen hat. Daß er dabei nicht an den Alten denkt: Rot verhärtet eben.

Benige Augenblicke darauf hat der Strom der Straße diese Episode weggeschwemmt. Die Menschen haben ja keine Zeit, am allerwenigsten für die kleinen Tragödien — anderer. Die Angst hockt ihnen im Genick, die Angst um ihr Leben, und peitscht sie durch die heinerlichen, kalten Straßen. Aber es ist gut so: wie wäre es möglich, außer der eigenen Not auch noch auf Schritt und Tritt das ungehörige Leid seiner Mitmenschen zu ertragen? Dem sind wir nicht gewachsen! Wer sich nicht abstumpft, der muß wehrhaben.

Hochwasserschäden in Rothau. Rothau, die unglückliche Gemeinde im Graslitzer Bezirke, ist durch das Hochwasser der letzten Tage abermals schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, denn die beiden durch die Drtschaft fließenden Gebirgsbäche hatten sich bei den starken Niederschlägen in reißende Flüsse verwandelt. Die Fluten zerstörten zu einem erheblichen Teil die erst im vergangenen Herbst beendigten Kostandsarbeiten am Rothaubach, unterwischen beim Sportplatz die Ufer und spülten längere Strecken des Erdreich am Bachufer in einer Breite bis anderthalb Meter fort. Durch die zerstörende Gewalt des reißenden Wassers ist das Bett des Rothaubaches um zwei Meter verbreitert worden, so daß bei neuem Hochwasser die Gefahr noch größerer Schäden droht, wenn nicht ein entsprechender Uferschutz errichtet wird. Auch im unteren Ortsteil haben die erst vor Monaten als Kostandsarbeiten reparierten Gemeindegänge durch das Wasser großen Schaden genommen. Eine über den Bahndamm führende Brücke und eine Brücke über den Rothaubach wurden weggeschwemmt. Die Gemeindevorstellung Rothau hat Schritte zur Ermöglichung der sofortigen Inangriffnahme der Wiederherstellungsarbeiten unternommen.

Pferdefuhrwerk vom Hochwasser mitgerissen. Bei Leneschitz im Rauner Bezirke geriet der Wädrermeister Schwarzkopf mit seinem Fuhrwerk, auf welchem er Lieferbrot verfahren wollte, auf der Straße ins Uberschwemmungsgebiet. Obwohl das Wasser nur einen Meter hoch stand, schenkte das Pferd des Fuhrwerks und sprang in den neben der Straße befindlichen Graben, wo es von den reißenden Fluten erfasst und samt dem Wagen fortgeführt wurde. Schwarzkopf selbst vermochte sich an einem Baum festzubalten und konnte gerettet werden.

Deichbruch. An der Oldenburg-Ostfriesischen Grenze hat sich nach der Vernichtung des Pumpwerkes Daltgast und nach dem Bruch des Norddeiches bei Augustfehn ein neuer Deichbruch bei Hengstmoorfeld ereignet. Die Einwohner wurden alarmiert. Da Ebbe eingetreten war, konnte man das vier Meter breite Loch mit Sandbäcken stopfen, doch befürchtet man, den Deich bei Flut nicht mehr halten zu können. Der Bruch des Norddeiches hat sich inzwischen auf 30 Meter verbreitert.

Das größte Mörderland der Erde. Der bekannte amerikanische Soziologe Dr. Kenneth Barnhardt hat in einem Vortrag in New York die Vereinigten Staaten von Amerika als „das größte Mörderland der Erde“ bezeichnet. Allerdings entstellte er zugleich die großen amerikanischen Städte mit ihrem organisierten Verbrechertum, des zweifelhaften Reformwesens. Im Verhältnis zur Einwohnerzahl steht New York erst an achtundsechzigster und das berühmte Chicago an vierzigster Stelle unter 175 Städten. In Memphis (Tennessee), das die Liste anführt, wurden von je 100.000 Einwohnern 388 ermordet, während die entsprechende Zahl in New York 7,1 und in Chicago 14,4 ist. Nach Memphis kommt Atlanta mit 52,6 und Lexington mit 52,4 Mordfällen.

In einem Wandervogel, der sich zur Zeit in der Nähe von Brescia (Italien) aufhält, wollten zwei Trapezkünstler ein Salmortale mit verbundenen Augen ausführen. Sie stürzten beide ab. Der eine Artist, ein junger Mann, war sofort tot, während seine Partnerin nur leichte Verletzungen erlitt.

Opfer der Alpen. Am Gletscher Tobel im Gebiet der Mittagspizze (Schweiz) ist ein 23jähriger Student aus Freiburg (Schweiz) bei einer Alpentour etwa 400 Meter tief abgestürzt und tödlich verunglückt. Der Leichnam wurde geborgen.

Recht Seele! Der berühmte Pianist Wilhelm Bachaus gab einer jungen Dame Klavierunterricht. Die junge Dame sollte die Mondsonaten von Beethoven spielen. Legen Sie doch ein bißchen mehr

Aus der Arbeiter-Turn- und Sportbewegung.

Die Schweizer Regierung und der Arbeitersport.

Bei der Behandlung des Budgets in der Deputiertenkammer der Bundesversammlung wurde die Subvention an den Schweizer Arbeiter-Turn- und Sportverband vom Ständerat ohne Diskussion genehmigt. Im Nationalrat wurde nach lebhafter Diskussion mit Stimmenmehrheit beschlossen, die Subvention gegenüber dem Vorjahr um 1400 Franken zu erhöhen. Sie beträgt für dieses Jahr 28.100.— Franken d. i. ungefähr 170.400 Kronen. Und bei uns?

Fußballer-Massenbewegung in Deutschland.

Der bürgerliche Deutsche Fußballbund zählt 7959 Vereine mit 886.046 Mitgliedern in 30.929 Mannschaften. Die Arbeiter-Fußballbewegung, die eine Sparte des Leipziger Arbeiter-Turn- und Sportbundes ist, zählt ungefähr 10.000 Mannschaften mit 140.000 Mitgliedern. Diese Gegenüberstellung zeigt auf, welchen Einfluß die Fußballbewegung auf die Jugend hat. Sie dokumentiert aber ebenso die gewaltige ziffernmäßige Ueberlegenheit des bürgerlichen Sportes, wenn auch aus den Ziffern ein weitläufiger höherer Prozentsatz der Aktivität im Arbeiter-Fußball festgestellt werden kann. Ähnlich sind die Verhältnisse in der Tschechoslowakei.

Ab 1. Jänner 1932 zwei neue Arbeiter-Sportzeitungen in Deutschland.

Der Arbeiter-Turn- und Sportbund Deutschlands gibt mit Beginn dieses Jahres eine eigene Fußballzeitung („Der Fußballstürmer“) und eine Zeitung für Handball, Tennis, Leichtathletik und Wintersport („Wurf und Ziel“) heraus. Diese Zeitungen erscheinen wöchentlich und kosten pro Nummer 25 Pfennige. Bestellungen an: Leipzig, Fichtestraße 36.

Seele hinein! sagte der Lehrer. Die junge Dame trat das Pedal. Verschwommene Töne erklangen. Da sagte Bachhaus verzweifelt: Ich hatte gesagt, Sie sollten mehr Seele hineinlegen, nicht aber mehr Seele!

Die Diebsbeute im Auto weggeschafft. In der Nacht auf Samstag wurde die Filiale des polnischen Konsumvereines in Szeinam im Lechner Gebiet von unbekannten Tätern ausgeraubt, denen dabei Stoffe und andere Waren in die Hände fielen, die sie im Auto wegführten. Der Schaden ist bisher nicht festgestellt.

Kudamernnd hoher Wasserstand in der Elbe.

Durch das andauernd ungünstige Wetter erhalten sich die hohen Wasserstände auf der Moldau und der Elbe. Samstag vergrößerte die Moldau in Rudweis und die Beraun in Bissen wieder ein mächtiges Steigen. In Prag ist die Moldau vorläufig im langsame Sinken begriffen. Die zweite Hochwasserwelle auf der Mittellebe erreichte Samstag früh um 3 Uhr Preleue bei einem Stande von plus 30 Zim. In den unteren Strecken bis nach Reinit werden auf der Mittellebe annähernd die gleichen Wasserstände, wie bei dem Hochwasser der letzten Tage, erreicht werden. Auf der Elbe von Reinit bis Teschen erhalten sich die hohen Wasserstände in fast gleicher Höhe. Voraussage für Kuffig Sonntag früh 350 Zim. Stand anhaltend. für Teschen Sonntag vormittags 220 Zim. Stand anhaltend.

Zwei Frauen verbrannt. In Annemasse in der Nähe von Genf hatten zwei Frauen ihre Kleider in der Nähe eines brennenden Ofens mit Benzin getränkt. Plötzlich erfolgte eine Explosion. Die Frauen verbrannten bei lebendigem Leibe.

Schwerverletzt aufgefunden. Wie uns aus Teutsch-Gabel berichtet wird, wurde hinter Waldau der als Ruscher in Krieddorf bedienstete Johann Tenzer von Passanten mit einer schweren Schußwunde im Hofe bewusstlos aufgefunden. Tenzer wurde ins Krankenhaus in Teutsch-Gabel gebracht, war aber bisher nicht vernunftfähig, so daß nicht klar ist, ob er einem Ueberfall zum Opfer gefallen ist oder selbst Hand an sich gelegt hat.

Vom Rundfunk

Empfehlenswertes aus den Programmen.

Montag.
Prag: 11: Schallplatten. 12:35: Orchesterkonzert. 13:30: Volklied. 18:25: Deutsche Sendung; Tschech. 30: Orchesterkonzert. 21:15: Bühnen-Abend aus New York. — Brünn: 16: Schallplatten. 18:25: Deutsche Sendung; Literatur. 19: Arien aus älteren Opern. — Mähre-Ostbau: 17: Jüdische-Trio. 18:25: Deutsche Sendung; Ing. Lindel: Maschinenbedieler im Haushalt. — Pilsen: 17:45: Überquintet. 19:30: Sinfonischer Jazz. — Berlin: 16:30: Streichquartette. 19:15: Sinfonische Diskussionen. — Breslau: 16:05: Verdi. — Königsberg: 20: Kammermusik. 21:05: Orchesterkonzert. — Leipzig: 19:25: Dekretes für Bläser.

Dienstag.

Prag: 11: Schallplatten. 13:30: Schallplatten. 18:25: Deutsche Sendung. 19:30: Tschechische Lieder. M: Cembalokonzert. — Brünn: 12:35: Orchesterkonzert. 15:30: Schallplatten. 17:25: Sinfonisch. 18:25: Deutsche Sendung; Prof. Kamko: Vom Klauf. 20:25: Chorgesang. — Pilsen: 16: Orchesterkonzert. 19:05: Lieder. 19:25: Orchesterkonzert. — Breslau: 21: Aus Operetten. — Königsberg: 19: Abendkonzert. — München: 12:30: Kammermusik. — Wien: 17: Brahms Johannes. 21: Josef Strauß. — Regensburg: 21: Konzert.

Der Stummel.

Rückwärtige offene Plattform eines Straßenbahnwagens. Es ist grimmig kalt. Mein Nachbar trägt einen prächtigen Pelzmantel. Ueberhaupt: diesem Herrn geht es (unberufen) gut. Er ist tüchtig mit Fett ausgepolstert. Auf seinem Rücken soltet sich rosa Speck. Seine dicken Hände („Witzelsfinger“ und „Polsterrücken“) ruhen in herrlichem Wohlstand, mit Sojensell. Aus dem „gelegneten“ Purpurgesichte schauen stumpfsinnig zwei unbedoltsene Augenlein.

Unentwegt und mit sichtlichem Behagen hebt der Dide an einer imposanten Zepplinzigarre und pafft in beneidenswertem Zuständigkeits den bläulichen, warmen Rauch in die kalte Winterluft. Es riecht köstlich. Kein haß der Purtsche, denke ich mir und spiele in der Manteltasche mit den Löchern meines rechten Handschuhs.

Allmählich wird die Zigarre kleiner; aber es ist immer noch ein satistischer Stummel. Da wirft ihn der Dide (bedenken Sie nur!) ohne die geringste Hemmung auf die Straße. Ich schaue ihm wehmütig nach und schüttle, innerlich, den Kopf. Junge, Junge!

Gleich darauf steht der Wagen: meine Halbtasche ist gekommen. Auch der Dide steigt aus. Kaum stehe ich auf der Straße, als sich etwas Sonderbares ereignet: von den beiden gegenüberliegenden Gestirnen eilen zwei Mä-

Hande in den Dolentischen, seine Beute zwischen den Fähen, mischt er sich unter die Passanten. Er hat sich vielleicht schon stundenlang noch ein wenig Rauchbarem göhnt. Etwas muß der Mensch doch haben, das ihm das Leben leichter macht; wenn es auch nur der kleine, abgelutschte Rest einer Zigarette ist, den ein anderer weggenommen hat. Daß er dabei nicht an den Alten denkt: Rot verhärtet eben.

Benige Augenblicke darauf hat der Strom der Straße diese Episode weggeschwemmt. Die Menschen haben ja keine Zeit, am allerwenigsten für die kleinen Tragödien — anderer. Die Angst hockt ihnen im Genick, die Angst um ihr Leben, und peitscht sie durch die heinerlichen, kalten Straßen. Aber es ist gut so: wie wäre es möglich, außer der eigenen Not auch noch auf Schritt und Tritt das ungehörige Leid seiner Mitmenschen zu ertragen? Dem sind wir nicht gewachsen! Wer sich nicht abstumpft, der muß wehrhaben.

It es nicht furchtbar, daß wegen eines Zigarettenstummels Haß entbrennt, Hier auf- lödert und Menschen zu Feinden werden läßt? In eine so nomenlose Bedrängnis sind wir geraten.

Aber, glaubt mir, erschütternder noch als das Elend der beiden Arbeitslosen ist das armselige, hohle Lachen dieses grunzenden Fettwanstels. Der lebt in abgrundtiefer Finsternis, trotz seines Pelzmantels!

Horald Spitzer.

Arbeiter. kümmert sich um eure Jugend! Unterstützt die Kinderfreunde Bewegung und die Jugendorganisation.

Der Sozialismus beginnt nicht in der Versammlung, sondern in der Familie!

An der Front von Baranowitsch.

Es war im Juni 1916, als wir als ein Expeditionsbataillon an die russische Front geschickt wurden, nach den fürchterlichen Verlusten, die das Regiment in den Junikämpfen 1916 bei Babie erlitten hatte, in dem Abschnitt von Baranowitsch, bei der wiederholten Offensive der Armee des Generals Brusilow. Man sagte uns in Komotau fast gar nichts, und eingeweihte Kreise rührten wir nicht an, daß es sehr hinfällig sei, als man uns vom Exerzierplatz weg auf den ehemaligen Aufstellungsort, wo die Feldkompanien (Marschkompagnien) zusammengestellt wurden, zog; wir hatten alle das Gefühl, als wenn wir auf die Schlachtfelder geführt würden. Wir bekamen neue Uniformen, neue Schuhe, doch alles das freute uns nicht. Schwermütig, todesahnend nahmen wir die neuen Sachen in Empfang und fühlten uns dabei wie die jungen Kälber, die man auf den Schlachthof führt. Aus dem Bereich der Marschkompagnien wurden wir nicht mehr herausgelassen, und so war es uns gar nicht möglich, uns von unseren Angehörigen zu verabschieden, da es hier, in spätestens drei Tagen gehe es ab. Viele Angehörige unserer Leute standen vor den Gittern der Baracken, weinend und schluchzend, dort die Mutter, dort die Braut oder die Frau mit Kindern, und wir waren wie im Gefängnis und konnten mit den Leuten nur durch das Drahtgitter sprechen, denn hinaus durften wir nicht. In riesiger Eile ging die Ausrüstung der Mannschaft vor sich, bis wir dann, mit Sträuben geschmückt, marschbereit vom Oberleutnant verabschiedet wurden. — Ich hatte noch meinen Militärkoffer bei mir, den ich bislang nicht hatte fortschicken können und den mir ein mitleidiges Postfachlein der Komotauer Post, an der wir zum Bahnhof vorbeimarschierten, weinend abnahm und mir versprochen, den Koffer unentgeltlich nach Hause zu schicken; das gute Wädel, ich habe es ihr bis heute nicht vergessen.

Ganz Komotau stand auf den Beinen, als wir abmarschierten und in die Waggon für 40 Mann oder 10 Pferde eingepfercht wurden, bis der Zug abpuffte und uns an die russische Front brachte. Unbekannt und drückend heiß war es in den Waggon; wir machten Station in Prag, doch irrten wir, als wir glaubten, hier etwas zum Essen oder Trinken zu bekommen. Nicht einmal Wasser reichte man uns, obwohl wir durstig waren, und ein wohlbeleibter Herr, der in der Nacht auf dem Perron stand, lehnte unser Verlangen nach Wasser mit Beschlagnahmen ab. Weiter ging die Fahrt über Olmütz, wo wir Quargeln, Tee und Brot bekamen, über Arafan, Lublin nach Kowel. In Kowel wurden wir ausquartiert und kamen nach Gollub, wo wir ein Zeltlager aufmachten und wo sich gleich nach unserer Ankunft ein Fliegerkampf in der Luft abspielte. Bis dann einer der Flieger — es war der unfreige — niedergehen mußte.

Dann ging der Marsch an die Front. Viele blieben liegen, marschunfähig und krank, 48 Stunden dauerte der Marsch, bis wir in die Linie kamen; wir machten noch Station bei der Brigade, wo ich Zeuge einer Fälligkeit wurde: ein feindlicher Flieger, der durch Abgabe von Signalen vor einer Windmühle den Flüssen die Brigadestellung verriet, die sich das fortwährende Beschleichen nicht erklären konnte, wurde erschossen; ich sah seinen Leib, dessen obere Hälfte entblüht war, nach einer Gewehrfeuer ins Gras sinken. Dann gingen wir über Felder, deren Böcher und Gräben verriet, was für ein fürchterlicher Kampf sich hier abgepielt hatte. Leichen über Leichen lagen noch unbestattet auf der Erde, kohlschwarz und stinkend, ebenso die vielen Pferdekadaver. Einer sah dort und betete einen Rosenkranz, ein anderer kniete in Schulkleidung, der dritte verriechte seine Rosburi, doch alle tot

und kohlschwarz, von Kugeln und Granaten erschossen. Mir graute, als ich dieses Anblicks ansichtig wurde, und ich wäre am liebsten wieder davon gelaufen. Doch das war aus; jlossen, denn hinter uns waren Korbonen von Feldgendarmen, die dem Defektieren zu sicherem Tode hielten.

Das Bataillon wurde aufgestellt in die Kompanien, die am meisten Verluste hatten und die zum Teil schon in weiten Gräben lagen; ich und auch andere kamen in eine große Feldschneise, in der wir tagsüber schliefen und dann nachts Gräben graben mußten. Die russischen Bauernhäuser wurden eingerissen und ihnen die Holzballen entnommen, die in dem Graben zum Befestigen verwendet wurden, zum Bau von geschützteren Unterschlüpfen. Arbeiten mußten wir, daß uns alle Knochen prasselten, und todmüde legten wir uns morgens ins Stroh. Als ich einmal am Morgen in die Scheuer, mein Schlafzimmer, ging, fand ich ein vierblättriges Kleeblatt, das ich aufhob und in die Brieftasche einsteckte. Dann legte ich mich mit noch einem Kameraden nieder und wir und auch noch die anderen Schlafgenossen schliefen einen bleiernem Schlaf. Bis ich dann aufwachte; ich hatte Hunger und man rief draußen „Menage“, das waren neben dem Urlaub beim Militär bekanntlich die Worte, die man am liebsten hörte. Ich wachte meinen Kameraden, der jedoch nicht aufstehen wollte und trotz meinen größten Anstrengungen, ihn dem Schlaf zu entreißen, nicht erwachte, bis ich ihn einfach

Wie unsere Vorbäter geoffen haben.

In der Auslegung des 101. Psalm hat Luther den Ausspruch getan: „Es muß aber ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben, Böhmen sein, Frankreich sein. Unser teuflicher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sauff heißen, da er so durstig ist, daß er mit so großem Sauffen weins und biers nicht kann gestillt werden. Und wird solcher Durst teuflichen Landes Plage bleiben (ob ich Sorg) bis an den längsten Tag.“

Mit diesen Worten sprach der Reformator nur aus, was alle wußten und besonders auch das Ausland in noch kräftiger Weise sagte. Ein italienischer Humanist, Gian Francesco Poggio (1380 bis 1429), der als päpstlicher Sekretär mehrfach in Deutschland war, um dort alte Handschriften aufzutreiben, berichtet in einem Briefe an den Kardinal Cesarini: „Ehemals waren die Deutschen eine tiefergeartete Nation; jetzt suchen sie, statt in Waffen, ihre Mannhaftigkeit nur noch in Weingesetzten; der größte Held ist, wer am meisten vertragen kann.“ An einer anderen Stelle nennt er die Deutschen „niemals nüchternen Geschöpfe“. Wenn sie von Wein und Schmaus übermäßig dolagen, könne man nicht unterscheiden, ob sie tot oder lebendig seien. Ein Engländer Morryson, der sich am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland aufhielt, um Land und Leute kennenzulernen, schreibt von ihnen: „Die Lebensweise der Deutschen ist einfach und bescheiden, wostern man von ihrer Unmäßigkeit im Trinken absieht. Da sie sowohl im Anzug wie in dem Zuschnitt des häuslichen Lebens eher zur Einschränkung als zu Prunk und Aufwand neigen, sind sie mit einem Stück Fleisch und Brot zufrieden, wenn sie nur hinlänglich zu trinken haben und keine Not an Holz leiden, ihre Stube zu heizen.“ — „Wenn die Stadttore geschlossen werden, und die Leute, die in den Vorstädten wohnen, hinausgehen, sammeln sie von einer Seite zur andern, stolpern, fallen in den Kot und preizen die Weine, als sollte wolken diesen ein Wagen durchfahren. Kommen sie dann wieder auf die Füße, so rennen sie an jeden Pfosten, Pfeiler und des Weges Kommenden an. Selbst die Stadttore scheinen für sie nicht weit genug, ausgenommen, die Mauern würden niedergerissen.“

Im übrigen waren die deutschen Trinktitten derart, daß kein Ausländer, der das Land bereise, davon hätte unberührt bleiben können. Er mußte

emporkriechen und er mit mir (Schlaftrunken) hinauszog. Die anderen schliefen trotz unserm Weiden weiter. Als wir hinaustraten und ein Stück des Wegs zur Feldfläche gingen, kratzte es, wir hielten uns gleich ins Gras nieder und über unsere Köpfe hinweg sausten und prasselten unzählige Schrapnells. „Au“, „Au“ hörte ich Schmerzensrufe hinter uns und Gebrüll: die Scheuer ist durch die Unvorsichtigkeit unserer Leute, die mit langen Fischenlangen am helllichten Tage das Wasser aus dem in der Nähe befindlichen Wasserbrunnen schöpfen, ein Ziel der russischen Artillerie geworden; die Leute hatten Stackschüsse im Leib und ein Inzesse der Scheuer, in der wir schliefen, ein Korporal, war tot. Er lag auf dem Boden, Brust, Hände und Füße von den Splintern der Schrapnells durchschossen, und aus den Wunden sickerte Blut. — Während die einen vor Schmerz brüllend von der Sanität in die Etappe geführt und von manchem neidischen Blick unserer Leute betrachtet wurden, mußten wir schnell ein Loch graben, in das der tote Korporal hineingelegt wurde, ohne viel Pflanz, wie er sonst bei Beerdigungen zu sein pflegt. Es kam der Feldkurat, der die Seele des Verstorbenen ganz besonders dem lieben Herrgott empfahl, wir nahmen die Koppen ab und Tränen kolleten uns von den Wangen; das erste Opfer war bereits gebracht und noch heute oder morgen konnte uns das gleiche Schicksal ereignen, wie den Kollegen, der bereits in der frischen Erde ruhte.

nicht nur das wüste Treiben der Betrunknen sehen, er mußte selbst mittrinken, wenn er die andern nicht beleidigen wollte. In der Stille des Zutrinkens lag ein richtiger Trinkzwang, und zwar ein sehr energischer, denn man durfte einem Standesgenossen oder gar einem in Range Überstehenden, der einem zutrank, das „Nachkommen“ nicht verweigern, ohne sich schweren Repressalien auszuliefern. Da war der ausländische Besucher oft betrunken, ehe er sich dessen verfaß. Die allgemeine Sauferei hatte aber auch ihre peluniäre Seite. Zur Zeit des Erasmus von Rotterdam herrschte bei den deutschen Wirtin die Sitte, bei der Berechnung der Beche etwas kommunikalisch zu verfahren: das Verzehrte und Betrunkenen wurde zusammengerechnet und dann durch die Zahl der Gäste dividiert, so daß der größte Wirtler nicht einen Heller mehr zu bezahlen hatte als der Bescheidenste am Tische. Als unser Engländer in Deutschland war, galt diese gemeinliche Beche nur noch für die, die nach Entfernung des Nichttrinkendes am Abend bis zum Schlaftrunk blieben. Wer da nur ein Gläschen trank, mußte genau so viel bezahlen wie die, die bis zum Morgen durchgehnten. So machten die deutschen Trinktitten das Reisen im Lande kostspieliger.

Während Morryson und andere Ausländer noch besonders hervorhoben, daß die Frauen sich ganz dem Laster des Trunkes freihielten, scheinen sie diese rühmliche Erwähnung in dem rebentragenden Rheinland nicht verdient zu haben. In einem „Lied wider das Volkssaufen und Trunkenheit“, das 1565 in Frankfurt am Main gedruckt wurde, klagt ein unbekannter Dichter:

Die Weibskent auch haben an Einander zugutrinken, Bolle und halbe wie die Mann, Wein Herz will mir entstinken, Wenn ich bedenk die Sünde schwer Und allen Schaden, so folgt her Aus Ueberfluß des Trinken.

In Nürnberg hielt im fünfzehnten Jahrhundert die Obrigkeit einen eigenen Wogen für das Belnstrinken der Betrunknen, die man morgens auf den Gassen herumliegen fand. Sebastian Brand von Würd sagt über die Sünden:

Solche Biertrinker sind es, daß man ihnen etwa mit Kannen nicht genug zutrogen mag, sie setzen vielmehr einen Melkimer voll Bier auf

Advertisement for Lakerol TABLETTEN. Includes a logo and text: 'Schützen Sie sich rechtzeitig vor Erkältungen, Husten und Heiserkeit durch die bekannten, wohlschmeckenden Lakerol TABLETTEN.' Also mentions 'Erschließbar in allen Apotheken und Drogerien' and 'Original-Packungen zu K 2,- und K 18,-'.

den Tisch, darin ist eine Schüssel. Wer nun Durst hat, der trinkt, ja, sie saufen einander daraus zu. Das Bier ist sehr gut, doch keine Kuh könnte so viel trinken wie eines dieser Säue, schier ungläublich zu sagen. Sie trinken Tag und Nacht, bis sie voll und wieder nüchtern werden; wer im Trinken ihr aller Meister ist, der empfängt nicht allein Lob, sondern Lohn und einen Kranz dafür. Wer nicht mitläuft, der pafte sich.

Wo man zu so voller Erkenntnis des Unheils gelangt war, konnten Versuche der Abwehr nicht fehlen. Und zwar richteten sie sich gegen den Trinkzwang, der durch das Zutrinken ausgeübt wurde. Am schlimmsten war dieser Zwang, wo der Ehrenkodex am strengsten, also im Adel, wo man auch am ausgeblühten getrunken zu haben scheint.

Im Jahre 1517 gründeten Herren und Ritter der Fürstentümer Steiermark, Kärnten und Krain eine Mäßigkeitsgesellschaft, die Christophbgesellschaft, gegen Bällerei und das gotteslästerliche Fluchen. Im Austrug hieß es von der Trunksucht, sie sei die Verstopferin der Sinne und Verschwenderin des Gedächtnisses. Weiter waren darin festgesetzt: „Das Zutrinken ist nur in dem Falle erlaubt, wenn eine hochgestellte Person dazu nötig. Man tue jedoch dann Bescheid mit den Worten: „Ich gewart sein nach Vermögen der Gesellschaft! und trinke wenig.“ Bei der Gründung bestand der Verein aus 70 Mitgliedern, nur Aeligen; auch Frauen wurden aufgenommen. Ein Chronist sagt von der Gesellschaft: „Wer seines Rutes (auch Rogens und Rundes) Herr ist, ist härter, denn der Stidde gewinnt. Und wer den Fluchpeinenden Jörn bändigen kann, verhält sich ritterlicher, als der mit eigener Faust denn grimmigen Leuen erlegt.“ Der Orden vom goldenen Ring, vom Pfalzgrafen Friedrich 1524 gegründet, wollte auch dem Saufen steuern, aber er machte dem menschlichen Durst immerhin einige Zugeständnisse. Der Ritter des Ordens durfte nicht mehr als sieben Becher Wein bei der Mahlzeit, im ganzen vierzehn Becher am Tage trinken.

Neben den Mäßigkeitsvereinen finden wir aber in der Reformationszeit auch behördliche Maßnahmen gegen den Trunk. Im Kanton Uri wurde der, der sich in der Trunkenheit eines Vergehens schuldig gemacht hatte, nicht eingesperrt, sondern ihm ein Jahr lang der Weingenuß verboten (1537). Die Stadt Augsburg bedrohte 1530 das Zutrinken mit strenger Strafe; die schiffischen Herzoge und Kurfürsten ebenso wie eine württembergische Landesordnung sahen sogar im Rückfall Gefängnisstrafen bei Wasser und Brot vor. Auch das — freilich machtlose — Reich verbot in den Reichstagsabschieden von 1500, 1512, 1518 und 1548 das Zutrinken. So pflegten die Ritter ihre Becher zu erheben und zu rufen: „Es gilt dir, auf des Reiches Abschied.“

Die erwähnten Anläufe zur Bekämpfung des Lasters gingen dann im Dreißigjährigen Kriege in der allgemeinen Verwilderung unter. So behielt noch zwei Jahrhunderte lang ein zweites Lutherwort Geltung: „Deutschland ist ein arm gestraft Land mit diesem Sauffusel und gar erlauft in diesem Laster, daß es sein Leib und Leben und dazu Gut und Ehr schändlich verzerret und durchaus eitel Säuhen führt; daß, wenn man es malen sollte, so müßte man es einer Sau gleich malen.“ Oda Oberg.

„Fuhrmann Henschel.“

Gastspiel des Wiener Deutschen Volkstheaters mit Emil Jannings.

Diese Aufführung, die äußerlich als Sensation wirkte, zu der vor allem der Namen eines bekannten Filmstars lockt, hat bei weitem mehr gegeben: den schönsten Theaterabend, den man seit langer Zeit im deutschen Theater erlebte und die Gewißheit, daß es in unserer Zeit noch eine dramatische Kunst und eine Mission der Sprechbühne gibt. Die Geschichte der Erkenntnis ist freilich die Bestätigung, daß unser Schauspiel, dem man in den letzten Jahren im Vergleich mit der Oper immer wieder die Palme reicht, an einem wirklich guten Ensemble gemessen, unzulänglich erscheint. Wo sind die Künstler, mit denen man den „Fuhrmann Henschel“ oder ein beliebiges anderes Drama des jüngeren Hauptmann so besetzen, so spielen könnte?

Die Aufführung des Deutschen Volkstheaters in von Karlheinz Martin inszeniert, der im niederbrechenden Tempel der deutschen Bühnenkunst eine der Säulen ist, die noch rogen und tragen. Es ist eine Aufführung ohne Mäßen und abgeschmackte Verzierungserfunde. Am Eingang und im Mittelpunkt steht das Wort des Dichters, dem auch von den Darstellern der Epochen liebevolle Beachtung entgegengebracht wird. Das Wort aber ist die Seele der dramatischen Kunst und nach den ersten Sätzen schon beginnt das Wunder zu wirken, wandelt sich das Theater in den lebendigen Raum, sind wir nicht mehr Zuschauer und Zuhörer, sondern Mit-Glebende eines trogischen Geschehens, ohne viel nach Aktualität, Tendenz, Bedeutung zu fragen. Es greift uns aus Herz, wir sind gespannt, aber nicht mit der Erregung des Schauspielers und Mitspielers, son-

dern von den dunklen Kräften, die das Leben treiben und weben.

Emil Jannings, den wir vor mehr als Jahresfrist in „Biberpels“ sahen, kann uns erst als Henschel zeigen, das er außer Kontline und jenseits der reinen Technik zu bieten hat. Den Wechsbahn suchte er mit den Elementen des Filmischen zu bewältigen und so verzeigte er ihn. Den Henschel spielt er, geführt von einem kundigen Regisseur, dem Worte her, wie ihn der Dichter gestaltet hat. Allerdings kommt ihm die Rolle entgegen; Männer wie den Fuhrmann Henschel hat Jannings ja seit Jahren im Film gespielt, im „Lehten Mann“, in „Varietés“, im „Lehten Kommando“, im „Weg alles Fleisches“ und in „Sünden der Väter“. Immer sind es die härtesten Männer mit den Kinderherzen, die diesem Herzen und dem Sinnenreichtum vertragen, sich ohne Problematis ins Leben schiden, bis es ihnen das große Problem aufgibt, zu dessen Lösung mehr Verstand als Güte, mehr Witz als Feuer gehört. So auch der Henschel, ein wenig nur vom Anfang her mit dem Gang zum Sinnenreichtum angelegt, ohne den keine Hauptmannfigur auskommt; im Grunde des Wesens aber doch ein rechtschaffener und schlichter Fuhrmann, der seinen Weg geht, geradeaus (wie er es zuletzt sagend und von Jannings optisch ausgezeichnet verdeutlicht, dem Liebenhaar erklärt); arbeitet, spart und auf ein festes Ziel, das keine Lusthaus, justerend, ein Weib zur Seite, das arbeiten und sparen hilft, die heißen Pläne küßt und — oder Hinesien verlangt, noch zu geben hat. Dann kommt die Versuchung, es geht nicht mehr geradeaus, man muß Seitenwege suchen und tritt in des Teufels Schlinge. Dem Henschel stirbt zu allerhand anderem Unglück das Weib und wirft ihm sterbend noch einen Knüttel in den Weg, der geradeaus weiterführen würde. Sie nimmt ihm das Versprechen ab, nicht die junge Rogd, die im Hause wirtschafter, zu heiraten.

Bringt ihn gerade das erst auf den Gedanken, es zu tun, ist es nur die Gewissenshemmung, die ihn plagt? Das bleibt dunkel, im Drama wie in der Darstellung Jannings! Auf jeden Fall beginnt von hier der Abstieg; das junge Weib lenkt den Sinn des alternden Mannes auf böse Bahnen, seinen Sparsinn wandelt sie in Härte, seine Sinnenglut macht sie ihrer Herrschaft dienbar, seine kindliche Einfalt macht sie, ihn zu betrügen. In der Schlinge hängend, kann der starke Mann sie doch nicht zerreißen, hängt sich in den eigenen Gedanken, die Geister der Verstorbenen stehen auf und fordern Rache. So geht er hin und macht seinem verpfuschten Leben ein Ende.

Jannings ist vier Akte lang überzeugend; die massige Gestalt schiebt er Schritt vor Schritt, geradeaus durch den Raum, seine Worte kommen langsam, aus dem Herzen selbst; die Unbeholfenheit vor den Phantasien der Sterbenden, vor dem schlauen Spiel der berechnenden Jungen, die herrliche Realität des fast mütterlichen Vaters, der das uneheliche Kind der Frau von der Strafe aufliest und es der Widerstrebenden bringt, vermeintend, sie müsse nun ruhig, glücklich und erfüllt werden, das war prächtig, Höhepunkt des Spiels: die Szene im Wirtshaus, da sie ihm seine Schande ins Gesicht schreien und er wie vom Blitze getroffen in sich versinkt, verlöscht. Im letzten Akt kam das Kommohule des Todgeweihten nicht so natürlich heraus, wie es wohl in höchster Vollendung sein könnte. Da war viel gemacht, und berechnet und der gruselige Schauer ging eher von der Angst des Weibes als von dem Wesen des ernen Mannes selbst aus.

Die Partnerin Jannings, Margarethe Meizer, war überaus eindringlich, aber doch nicht überzeugend. Sie hat einen Eil, den man surrealistisch nennen könnte. Wenn sie über die Bühne fegt, Kopf voran und Schulter schief, freischwebend sich durchsetzt, noch wenn sie mault und häßlich tut, ist sie

eine Infarnation des Weibstusfels, aber nicht des triebhaften, sondern eines unweiblich berechnenden und bössartigen. Man hat kein Verständnis, keine Entschuldigung für diese Frau, die eben nicht die überschäumende Sinnlichkeit ist, die das Böse tun muß, weil ihr Blut es verlangt und ihr Hirn es nicht begreift; sie ist zu mager (das auch feilisch gemeint), zu knochig, zu scharf. Oft wird ihre Sprache unverständlich, ihr Wesen ist es fast immer.

Glänzend waren die meisten kleineren Rollen gespielt. Zuoberst zu nennen der Liebenhaar des Herrn Lessen, eine vornehm-virtuose Leistung, die man wohl neben die Jannings stellen kann; kaum minder gut der Pferdehändler Walter Brandts, eine Gestalt aus dem Leben, wie man sie selten auf den Brettern sieht, der ausgezeichnete Gändler Rudolf Leisner, der seinen Jargon zwischen Pöhlisch und Schleichisch prachtvoll sprach. Der alte Knecht Polbauer, der Schmieb Kanthos sind einzigartige Charakterzeichnungen. Der Windhund von Kellner wurde von Herrn Schafheitlin überzeugend und brillant gespielt. Weniger gelungen erschien mir Forests Wermelskirch, am schwächsten die erste Frau Henschel Marie Gutmanns, die im weinerlichen Konventionston steden blieb. Else Fröh, Gulse Witt und einige kleinere Choren brachten Lobenswertes.

Es war ein Abend, wie man ihn heute und morgen wieder erleben möchte, es war Theater, wie es sein soll und trotz Tonfilm und Waise Leben könnte. Möge das ein Anreiz für die neue Direktion sein, ein Ensemble und ein Repertoir zu schaffen, die ähnliches bringen! Spiel! Klavier! Spiel! Felsen, Hauptmann, Weblend, Strindberg, spielt sie gut, dann bedarf es keiner Experimente! E. J.

PRAGER ZEITUNG.

Ans dem Prager Stadtrat.

Eine Million für die Arbeitslosen. — Achtung auf die Mietzinsabgabe!

In der letzten Sitzung des Prager Stadtrates, die am Freitag stattfand, wurde über Antrag des Primator-Stellvertreters Genossen Kellner beschlossen, daß zur Durchführung von Arbeiten zwecks Binderung der Arbeitslosigkeit ein Betrag von einer Million Kronen auszubahlen sei. Durch diesen Betrag wird es möglich sein, Arbeitskolonnen zu errichten und 900 Menschen Beschäftigung zu geben.

Genosse Dr. Langer brachte die Frage der Mietzinsabgabe zur Sprache. Am 1. Jänner sind nämlich die neuen, von der Gemeinde eingeführten Bestimmungen in Kraft getreten, wonach die Mietzinsabgabe herabgesetzt worden ist. Trotzdem haben einzelne Hausbesitzer am 1. Jänner die Zahlung der Mietzinsabgabe in der alten Höhe verlangt. Genosse Dr. Langer empfiehlt daher, die niedrigeren Sätze der Mietzinsabgabe in den Zeitungen zu veröffentlichen. Der Antrag wurde angenommen.

Zur Wahl des Bürgermeisters.

Zwei Kandidaten.

Dienstag teilt, wie wir bereits gemeldet haben, die am 27. September 1931 neugewählte Stadtvertretung zum ersten Male zusammen, um die Wahl des Primators der Stadt Prag vorzunehmen. Ursprünglich glaubte man, daß sich die großen Rathhausparteien auf die Kandidatur des bisherigen Primators Dr. Vora einigen werden. Nun haben aber die Sozialdemokraten die Kandidatur des bisherigen ersten Stellvertreters Dr. Stála angeklagt, wodurch der Wahlausgang ungewiß geworden ist. Die Entscheidung liegt bei der 11. Stadtverordneten der Liga, die den Ausschlag für Stála zu geben in der Lage wären.

Im neuen Gebäude der Postsparkasse in Prag werden Einlagen auf Scheckeinzahlungsscheine und auf Einlagebücher der Postsparkasse den ganzen Tag, ohne Unterbrechung von 8 bis 19 Uhr, also um eine Stunde länger als bei einem Postamt, entgegen genommen. Desgleichen sind Auszahlungen von Einlagebüchern den ganzen Tag zulässig.

Sonderausflug ins Adlberggebirge! Die Staatsbahndirektion Prag-Süd fertigt einen Sonderausflug für Winterportler nach Rattowitz im Adlberggebirge und nach Jablonice nad Orlicke für den Preis von 90 K pro Person ab. Abfahrt vom Wilsonbahnhof am 12. Jänner um 14 Uhr 30, Rückkehr am 24. d. M. nach 22 Uhr. Im Preise von 90 K ist eingeschlossen: Die Fahrt aus Prag nach Rattowitz im Adlberggebirge oder nach Jablonice nad Orlicke und zurück, die Verpflegung, mit dem Nachtmahl am 23. d. M. beginnend und mit dem Mittagessen am 24. d. M. endigend, Logis in geheizten Zimmern, Führung und Unfallversicherung. Anmeldungen bei der Personalkassa Nr. 13 auf dem Wilsonbahnhof.

Exkursion in die Hohe Tatra. Die Expedition verläßt am 13. Jänner um 21 Uhr vom Wilsonbahnhof Prag. In der Tatra wird sie sich 4 Tage aufhalten. Preis pro Person 375 K. — Fahrkarten zu diesem Zuge folgt die Kassa Nr. 13 am Montag, den 11. Jänner, von 9 bis 23 Uhr aus.

Gerichtssaal

Eine Hitleruniform — eine Schachtel Zinnsoldaten — und die „bedrohte Staatsintegrität“.

Prag, 8. Jänner. Wir haben bereits anläßlich der ersten Verhandlung dieses kuriosen Falles im Spätsommer v. J. über ihn berichtet. Der 19jährige Privatbeamte Herbert Busche war zwar kein organisierter Nationalsozialist, juppatisierte aber mit der Hitleridee und las ewig den „Illustrierten Beobachter“. Die Lesüre trug ihre Früchte insofern, als ihm die dort auf jeder Seite reproduzierten Hitlermotiveen gewaltig in die Augen stachen. Und als er nun im „Tag“ ein Berliner Interjet las, welches das vielbelegte Kostüm zu nünftigen Bedingungen anbot, schickte der junge Mann sofort die verlangten 510 K ein und wartete ungeduldig auf das Einlangen der ersehnten Sendung. Statt dessen erhielt er eine Vorladung zur Polizei. Denn die Zollbehörden hatten gelegentlich der Amtshandlung mächtig Aufstoß genommen und die Montur den Sicherheitsbehörden übergeben.

Und diese erblickten denn auch wirklich eine gefährliche Bedrohung der Staatsintegrität in dieser Sache und die Staatsanwaltschaft erhob die Anklage nach § 17 des Schutzzesetzes, welcher Paragraf Konspirationen gegen die „verfassungsmäßige Staatseinheit“ usw. mit Strafe bedroht. Man hat allerlei Entschuldigungen eingeholt, sowohl über die Zulässigkeit des Tragens unformartiger Bekleidung überhaupt, als auch darüber, ob die Datenkreuzbewegung als staatsgefährlich anzusehen sei oder nicht. Die Landesbehörde hat mitgeteilt, daß man das Tragen monturähnlicher Kleidung von Fall zu Fall dulde, soweit keine anderen Bedenken vorliegen. Eine „Datenkreuzbewegung“ als solche existiert

als juristischer Begriff nicht, sondern nur die sogenannten nationalsozialistischen Parteien. Bezeichnend ist, daß außer den Monturstücken noch eine Schachtel Zinnsoldaten (in Hitleruniform) der Sendung beilag, mit denen der 19jährige Angeklagte spielen wollte. Dieses Faktum dürfte zur Charakteristik des Falles wohl hinreichen.

Der Senat des OVR kritisierte nicht nur in dessen die „Konspiration“ des Reunzehnjährigen durchaus ernst, obwohl dieser in glaubwürdiger Weise jede staatsfeindliche Absicht in Abrede stellte. Er wollte einfach in der Montur prunken. Daß sie verboten sei, habe er nicht wissen können und sich in diesem Fall die Sachen doch nicht ganz offen an seine Adresse zuenden lassen, da er ja wußte, daß sie die Grenzkontrolle passieren mußten. Weiterhin beantragte der Verteidiger die Evidenznahme Hitlers und anderer Funktionäre und Reichsbehörden über die Legalität der reichsdeutschen Hitlerpartei. Der Senat gelangte indessen unter Verwerfung dieses Antrages zu einem verurteilenden Erkenntnis und Herbert Busche bekam vier Wochen strengen Arrest, bedingt auf zwei Jahre. In der Urteilsbegründung heißt es u. a., daß trotz des offiziellen legalen Kurzes der Hitlerpartei in Deutschland in deren Presse und Rundsendungen wiederholt irredentistische Gedankengänge geäußert wurden. Gerade der „Illustrierte Beobachter“, aus dem der Angeklagte die Anregung empfangen hatte, enthalte solche anstößige Artikel. Wenn er trotzdem die Uniform einer solchen, wenigstens teilweise staatsfeindlichen Bewegung bestellt habe, so bedeute das deren finanzielle und moralische Förderung und der Tatbestand sei daher erfüllt.

Außer dieser Sühne für die Bedrohung der demokratischen Republik hat den Reunzehnjährigen noch eine weitere und schwerere Strafe betroffen: sein Dienstgeber, die Schokoladenfirma Kluge, hat ihn nach dem Bekanntwerden der Sache sogleich entlassen. rb.

Chalupa mangels an Beweisen freigesprochen.

Rigoroze Wahrung der Sauberkeit der Partei.

Prag, 8. Jänner. Der ehemalige Abgeordnete der tschechischen sozialdemokratischen Partei Albin Chalupa, der bekanntlich bei der Entleerung der Herrschaft Grattau vom Rechtsanwalt des ehemaligen Grundbesitzers 50.000 K für eine Genossenschaft erhalten und erst viel später abgeführt hat, wurde heute nach mehrstägiger Verhandlung von dem Senat des OVR Tomana freigesprochen. In der Urteilsbegründung wird erklärt, daß das Verhalten zwar nicht als einwandfrei zu bezeichnen sei, doch sei der schlüssige Beweis dafür, daß der Angeklagte eine Unterschlagung beabsichtigt habe, nicht erbracht worden.

Man hat seinerzeit von gewisser Seite den (freilich sehr schüchternen) Versuch unternommen, aus diesem Fall eine „Affäre der Sozialdemokratie“ zu machen. Aber es war gerade die Partei, die sofort eingeschritten ist, Chalupa ausgeschloffen und das Strafverfahren in Gang gebracht hat, als die ersten Verdachtsgründe zutage traten. Wie rigoros die Partei auf solche Vorfälle reagiert, — aus den Akten hervor. Sowie freistand, daß eine formelle Unforektheit erfolgt sei, ohne daß der nähere Sachverhalt noch bekannt war, wurde Chalupa von Genossen Dampf gefragt, ob er wisse, was das für ihn bedeute. Und Chalupa mußte antworten: „Ja! Ich werde mein Abgeordnetensmandat verlieren und aus der Partei ausschneiden müssen.“ rb.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Wie wir hören, ist in Konsumzentren vielfach die Ansicht verbreitet, daß die ab 1. Jänner 1932 zum neuen Preise von 30 Heller in Verkehr gelangenden Zündholzschachteln einen speziellen Steuervermerk oder eine spezielle Etikette tragen. Nach unseren Informationen von zuständiger Seite ist dem nicht so, sondern die Zündholzschachteln gelangen unverändert in der bisherigen Ausstattung, zum neuen Preise von 30 Heller zum Verkauf. 1435

Kunst und Wissen

Heute halb 3 Uhr nachmittags Arbeitervorstellung: „Zur goldenen Liebe“, Operette, Reifliche Karten an der Theaterkassa.

Arbeitervorstellung: „Don Pasquale“, komische Oper von Donizetti, am Sonntag, den 24. Jänner, um halb 3 Uhr nachmittags im Neuen Deutschen Theater. Karten ab Dienstag täglich bei Dprüfer Deutsch, Graben, Palais Koruna.

Heute 8 Uhr: „Zuwelentrab“, erfolgreiche Weihnachtsspektakel (73-1). — Nächste Wiederholung im Neuen Deutschen Theater: Dienstag, 8 Uhr (74-11).

Morgen, 7 1/2 Uhr: „Im weißen Röhl“, Singpiel von Müller-Benagly. (Freier Verkauf der Banbeamten-Gruppen I u. II.)

Freitag, 7 1/2 Uhr: „Victoria und ihr Husar“, Operette von Abraham, der stärkste Operettenerfolg der vorigen Spielzeit (77-1).

Sonntag, 7 1/2 Uhr: „Erkennungsfestern und heute“, Schauspiel von Christa Windloe. Das Werk, das einen Einblick in das Milieu eines ade-

ligen Mädchen-Erziehungsheims gibt, ist neuerdings durch den Auffehen erregenden Film „Mädchen in Uniform“ in den Mittelpunkt des Interesses gerückt (78-11).

In Vorbereitung: „Mifabo“, große Festvorstellung zu Gunsten der Pensionsanstalt der Solisten. Leonie Kruse, die dem Deutschen Theater durch zwei Jahre als jugendlich-dramatische Sängerin angehörte, scheidet mit Abfluß dieser Spielzeit auf ihren Wunsch aus dem Ensemble des Prager Deutschen Theaters aus.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Heute, Sonntag, 8 Uhr: „Zuwelentrab in der Rärntnerstraße“, Lustspiel von Fedor. (73-1) — Montag, 7.30 Uhr: „Im weißen Röhl“, Singpiel von Müller-Benagly. (Freier Verkauf und Banbeamten-Gruppen I und II.) — Dienstag, 8 Uhr: „Zuwelentrab in der Rärntnerstraße“. (74-1) — Mittwoch, halb 8 Uhr: „Zur goldenen Liebe“, Operette von Benagly. (75-3) — Donnerstag, 7.30 Uhr: „Zieland“, Oper von Alvert. (76-4) — Freitag, 7.30 Uhr: „Victoria und ihr Husar“, Operette von Abraham. (77-1) — Samstag, halb 8 Uhr: „Erkennungsfestern und heute“, Schauspiel von Windloe. (78-2) — Sonntag, 7.30 Uhr: „Der Barbier von Sevilla“, Oper von Rossini. (79-3) — Montag, 8 Uhr: „Zuwelentrab in der Rärntnerstraße“. (80-4)

Spielplan der Kleinen Bühne. Heute, Sonntag, nachmittags 3 Uhr: „Liebe — unmodern“. Abends 8 Uhr: „Liebe — unmodern“. — Montag, 8 Uhr: „Zuwelentrab in der Rärntnerstraße“, Lustspiel von Fedor. (Ab.) — Dienstag, 8 Uhr: „Frauen haben das gern“, Schwanoperette von Kalle. (Ab.) — Mittwoch, 7.30 Uhr: „Kümmere dich um Amelie“, Schwan mit Musik von Fedor, Rad und Grün. (Ab.) — Donnerstag, 8 Uhr: „Zuwelentrab in der Rärntnerstraße“. (Ab.) — Samstag, 7.30 Uhr: „Professor Bernhardi“, Komödie von Schnitzler. (Ab.) — Sonntag, nachmittags 3 Uhr: „Zuwelentrab in der Rärntnerstraße“. (Ab.) Abends 7.30 Uhr: „Gestern und heute“, Schauspiel von Windloe.

Aus der Partei

Jugendbewegung.

S. J. II (Studenten): Dr. W. Brügel spricht über „Klassenkampf in der Koalition“ am Mittwoch, den 13. Jänner, 20 Uhr, im Dobrový dům, I. Souterrains.

Vereinsnachrichten

„Urania“

Wochenprogramm:

Sonntag, halb 11 Uhr: „Am Rande der Sahara“, Reifefilm in eine eigenartige Welt.

Sonntag, halb 5 Uhr: „Urania-Kammerquartett“ für volkstümliche Musik: „Wiener Operettenmeister“.

Montag, Viertel 9 Uhr: „Am Rande der Sahara“, letzte Wiederholung.

Dienstag, 8 Uhr: „Das Antlitz des Bolschewismus“, mit Lichtbildern, Dr. A. Szano, Wien. Zweiter Vortragsabend: „Der Bolschewismus am Wendepunkt“.

Dienstag, 8 Uhr: Urania-Radiobund.

Mittwoch, 3 Uhr: „Schneewittchen“ und „Das Waldhaus“, Doppelprogramm, Rinder-nachmittag.

Mittwoch, 7 Uhr: „Mitrömische Frauengestalten“, Univ.-Prof. Dr. A. Stein. Vierter Vortrag. Kulturbilder aus der Antike.

Mittwoch, halb 8 Uhr: Graphologische Beratungsstelle. Leitung Prof. Dr. D. Danta.

Mittwoch, 8 Uhr: Wiederbeginn: „Wissenschaftliche Graphologie“, mit Bildern, Prof. Dr. D. Danta.

Mittwoch, 8 Uhr: „Was Rautulus im Polareis sah und erlebte“, mit Bildern, Dr. Bernhard Billinger, Berlin.

Donnerstag, 8 Uhr: „Der Tierausgabende als sozialethisches Problem“, mit Lichtbildern, Dr. Oskar Schwarz.

Freitag, 8 Uhr: „Lebtes auf den Sternen“, mit Lichtbildern, Dr. Arthur Beer, Hamburg. Besondere anderer Welten im Spiegel der Wissenschaft und Phantasie.

Sonntag, 3 Uhr: „Was jede Frau wissen muß“, Großer Aufführungsfilm. Für Jugendliche nicht zugänglich.

Sonntag, 8 Uhr: Wiener Kleintanz. Dazu alle Kurse der Urania-Hochschule. Karten zu allen Veranstaltungen: Urania-Kasse, halb 10 bis halb 1 und 3 bis 7 Uhr. Tel. 28321.

Brau-Urania-Kino.

„So 'nen Windhund.“ Brau-Urania-Kino zeigt in Uraufführung ein Lustspiel mit Roberts in einer neuen Fassung, Adalbert, dem populären Charakterkomiker Berlins, und dem eleganten Riemann! Heute 2, 4, 6 und 8 1/2 Uhr.

Ball-Voranzeige.

Der alleits beliebte Ball des Allgemeinen Angestellten-Verbandes, Ortsgruppe Prag, findet heute am Samstag, den 30. Jänner im Feine-Saal, Weinberg, Hochhaus, statt.

Kartenverkauf und Logenvermerkungen bei Herrn Robert Dantke, Prag II, Fünferbovénám. 4. Telefon 51351. 100

Sozialdemokratische Bildungsstelle, Prag.

Funktionärkurs:

Partei — Gewerkschaft — Genossenschaft

Der zweite Vortrag in diesem Kurs findet Montag, den 11. Jänner 1932, um 8 Uhr abends, im kleinen Zimmer des Gewerkschaftshauses, Prag, Peráky, statt.

Thema:

Die Aufgaben der sozialdemokratischen Partei.

Vortragender: Gen. Dr. Robert Wiener.

Sport • Spiel • Körperpflege

Arbeitersportmöglichkeiten in Spanien.

Vor kurzem hatte der belgische Arbeitersportführer Pallemand Gelegenheit, den spanischen sozialistischen Abgeordneten Rojo Gonzalez in Brüssel u. a. über den Stand der Arbeitersportbewegung in Spanien zu befragen.

In Spanien, sagte Gonzalez, ist die sozialistische Partei gegen den Sport eingestellt; es gab eigentlich bisher nur eine Gruppe von Naturfreunden in Madrid. Der Volkssport ist der Fußball, und die Arbeiter, die Fußball spielen, tun das mit der geheimen Absicht, gelegentlich als Profi in den bürgerlichen Vereinen zu stoßen. Es wird also daher schon notwendig sein, den Niedergang des bürgerlichen Sports abzuwarten, um eine sozialistische Sportbewegung ins Leben zu rufen. Hinzu kommt allerdings noch eine andere Schwierigkeit, eine technische. Es fehlt an ausreichenden Sportmöglichkeiten zwischen den größeren Städten Spaniens und vor allen an billigen. Die weit auseinandergelegenen Städte sind nur unter Aufwendung größerer Reisekosten zu erreichen und das ist natürlich für eine Arbeiterbewegung sehr nachteilig. Immerhin versucht man, in der Bewegung der „Jungen sozialistischen Garde“ für die Ziele der Naturfreunde und des Arbeitersports zu wirken.

Vom portugiesischen Arbeitersport hat Gonzalez schon lange nichts mehr gehört. Vor einigen Jahren gab es dort eine größere Gruppe, aber seitdem scheint sie angesichts der politischen Erschütterungen dieses Landes eingegangen zu sein.



Überall erhältlich!

Böhmische Union-Bank

(VEREINIGT MIT DEM ALLGEMEINEN BÖHMISCHEN BANK-VEREIN)

Zentrale in Prag

Aktienkapital Kč 200.000.000 —
Reservfonds Kč 201.550.000 —

FILIALEN:

Asch, Aussig, Bodenbach, Böhmisch-Budweis, Bratislava, Braunau i. B., Brünn, Brück, Freiwaldau, Frydek, Gablonz a. N., Graslitz, Hohenelbe, Iglau, Jägerndorf, Karlsbad, Königshof a. L., Leitmeritz, Marienbad, Mähr.-Ostau, Mähr.-Schönberg, Neu-Titschein, Olmütz, Pardubitz, Pilsen, Probitz, Reichenberg, Rumburk, Saaz, Teplitz-Schönau, Trautenau, Troppau, Warnsdorf, Zwittau

EXPOSITUREN:

Prag-Lieben und Prag-Weinberge.

Zucker-Abteilungen: Prag, Bratislava, Olmütz, Troppau.

Verlangen Sie in jeder Verkaufsstelle des Konsumvereines SELCHWAREN der Firma HEGNER & Co., PILSEN

Selchwaren der fa. HEGNER & Co., PILSEN SIND DIE ALLERBESTEN!